Berliner Neudrucke.

Herausgegeben

von

Prof. Dr. Ludwig Geiger und Dr. Georg Ellinger.

Dritte Serie. Zweiter Band.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

1894.

Friedrich Nicolais
Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland.

(1755.)

Herausgegeben

von

Georg Ellinger.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

1894.

Einleitung.

Das Urtheil über das Werk, das in den folgenden Blättern dem Publikum wieder zugänglich gemacht wird, steht in der deutschen Litteraturgeschichte fest. In den Kämpfen, in denen der Boden für die höchste Entwicklung unserer Poesie bereitet wurde, bezeichnen Nicolais Briefe einen wichtigen Wendepunkt; sie dürfen mit Ehren neben Lessings gleichzeitigen Arbeiten genannt werden und verfolgen, zwar unter Lessings Einfluß, aber keineswegs mit unselbständigem Geiste den gleichen Zweck wie Lessing: die deutsche Litteratur über das einseitige Parteigetriebe hinauszuheben und ihr eine fruchtbare, von keinen Vorurtheilen gehemmte Weiterentfaltung zu sichern. Die Sicherheit und Ruhe, womit der einundzwanzigjährige Jüngling seinen Standpunkt wählt, die Klarheit, mit der er die Schäden der bisherigen litterarischen Entwicklung durchschaut, die Schwächen seiner Gegner zu erspähen und aufzudecken weiß, die unleugbare schriftstellerische Gewandtheit, mit der er seine Sache verficht — alles dies nöthigt dem Leser Achtung vor der Persönlichkeit ab, die aus diesem Buche zu uns spricht. Die Berliner Neudrucke haben sich mit der Erneuerung eines Werkes eingeführt, aus welchem Nicolai uns bereits in der Gestalt entgegentritt, in der er, sehr zu seinem Schaden, im Andenken der Nachwelt fortlebt; um so mehr erwächst unserer Sammlung die Pflicht, auch die Zeit zu berücksichtigen, wo seine wirklichen Verdienste um die deutsche Dichtung zu suchen sind.

Nicolai stellte sich in seinen Briefen auf den gleichen Standpunkt, wie ihn Lessing in seinen Recensionen seit 1750 vertreten hatte: er nahm eine Mittelstellung zwischen den beiden Parteien, den Anhängern Gottscheds und den Schweizern, ein; er selbst hat diesen Standpunkt am Anfang des dreizehnten Briefes klar präcisirt. Bereits zwei Jahre vor dem

Erscheinen der Briefe hatte er in seiner „Untersuchung, ob Milton sein verlohrenes Paradies aus neuern lateinischen Schriftstellern ausgeschrieben hat“, die heftigsten Angriffe gegen Gottsched geschleudert, und so gilt denn auch der erste Vorstoß in den Briefen dem ehemaligen Diktator der deutschen Litteratur. Hatte Nicolai es bereits in seiner Erstlingsschrift neben derber Polemik an spöttischen Bemerkungen nicht fehlen lassen, so hat er sich jetzt immer mehr den aus Verachtung und spöttischem Mitleid gemischten Ton angeeignet, wie ihn Lessing in der Vossischen Zeitung „dem Herrn Professor“ gegenüber angewandt hatte. Das Buch freilich, an das Nicolai im zweiten und dritten Briefe zunächst seine Angriffe gegen Gottsched anknüpfte, gab zu einer derartigen Behandlungsweise reichliche Veranlassung. Denn deutlicher tritt Gottscheds bornirter Hochmuth wie seine lächerliche Ueberhebung fast nirgends hervor als in den Anmerkungen, die er seinem „Auszug aus des Herrn Batteux schönen Künsten, aus dem einzigen Grundsatze der Nachahmung hergeleitet“, einverleibte. Es macht den Eindruck unwiderstehlicher Komik, wenn wir den beschränkten Mann beispielsweise von seinen eignen poetischen Leistungen sprechen hören: „Und hat gleich Günther auf den Eugen eine Ode in kurzen Versen gewaget; so habe ich hingegen auf den Kaiser Peter, Kaiser Karl den VI., König August, und Prinz Eugen, allemal lange Zeilen in die Strophen gemischet, um sie dadurch majestätischer zu machen; so wie auch Pietsch in der Ode auf Eugens Genesung gethan hatte. Unwissende haben dieses in Gedichten von viel geringerer Wichtigkeit nachgeäffet. Aber da heißt es: Duo quum faciunt idem, saepe non est idem.“ (S. 102.) Nur an diese Anmerkungen hält sich Nicolai, die Autorität des französischen Aesthetikers selbst tastet er noch nicht an; ihrer Geltung in Deutschland ein gründliches Ende zu bereiten, blieb Moses Mendelssohn vorbehalten. — Gottsched benutzt in seinen Zusätzen jede Gelegenheit, um die Verkehrtheit der Gegner seiner Geschmacksrichtung darzuthun; darum durchziehen Angriffe gegen Milton „und seine Nachahmer“ das ganze Buch; und es gilt Klopstock natürlich ebenso gut als seinem englischen Vorbilde, wenn von Miltons „läppischen Hirngespinsten“, seinen „Alfanzereyen“, den „Scheusalen, die er vor Augen führt“, gesprochen oder seine Sprache für nachlässig, sein poetischer Stil für abgeschmackt erklärt wird. Umgekehrt versucht Gottsched überall für die Leistungen seiner eignen Schule und seiner Anhänger Propaganda zu machen; aus diesem Grunde werden die

meisten Beispiele aus seinen und seiner Freunde poetischen Arbeiten gewählt, namentlich Schönaichs Hermann taucht an allen Enden auf und wird mit den größten ausländischen Dichtungen in Parallele gebracht, wie denn Gottsched beispielsweise, wenn von einem poetischen Fehler die Rede ist, sagt: „Dies haben aber Herr von Voltaire und Herr Baron von Schönaich weislich vermieden." Hier hatte Nicolai die beste Gelegenheit seinen Spott auszuüben, und er rückt denn in dem ersten Briefe Gottsched auch die Armseligkeit der Arbeiten vor, die der „große Duns" den Meisterwerken der Ausländer als ebenbürtige Leistungen gegenüberstellen wollte, so die S. 12 angeführten Dramen von Gottsched selbst und seiner Frau, von Quistorp und Pitschel, den Hermann von Schönaich; und als besonders bemerkenswerthes Beispiel greift er die von Gottsched citirte Stelle eines Gottschedianers heraus, die allerdings an Abgeschmacktheit das Aeußerste leistet. Aber auch sonst weiß er mit Geschick für Gottsched besonders Charakteristisches aufzufinden und ihn dadurch bloßzustellen; wie scharf geht er z. B. Gottsched wegen seiner Abneigung gegen Gellert zu Leibe, wobei er zu der S. 12, Anm. 2. angeführten Stelle noch hätte hinzufügen können, daß S. 152 des Auszugs Lichtwer der beste deutsche Fabeldichter genannt wird.

Indessen sind die Ausführungen des zweiten Briefes nur als Plänkeleien zu betrachten; der Hauptschlag gegen Gottscheds Ansichten von der Kunst erfolgt erst in dem dritten Briefe. Nicolai betritt hier ein Gebiet, auf dem Gottscheds Anschauungen nicht einmal in seiner eignen Schule unbedingte Anerkennung gefunden hatten, so daß gegen sie gelegentlich auch sogar von früheren Schülern Gottscheds eine leise Polemik gewagt worden war: er beleuchtet Gottscheds Stellung zur Musik. Nicolai war zu diesem Kampfe gut ausgerüstet. Hatte er es sich in seinen Frankfurter Lehrjahren (1749—51) besonders angelegen sein lassen, mit einem eisernen Fleiß, von dem die in den Briefen vorkommenden lateinischen, französischen und englischen (diese meist aus Pope und Young) Citate ein rühmliches Zeugniß ablegen, der antiken und modernen Litteraturwerke Herr zu werden, so waren doch diese Studien keineswegs das Einzige, das seinen Geist beschäftigte: in dem gleichen Maße zog ihn die Musik an, die er auch selbst auszuüben versuchte. Daß diese Neigungen seit seiner Uebersiedlung nach Berlin (1752) nicht schwanden, ist nicht nur an sich wahrscheinlich, sondern wird durch die Ausführungen bezeugt, mit denen er

Gottsched bekämpft. Es wird nicht daran zu zweifeln sein, daß er die Instrumentalconcerte, von denen er mit so viel Wärme spricht, selbst häufig besucht hat; vor allen Dingen aber verfolgte er mit großer Aufmerksamkeit die Opernaufführungen, wie denn die drei von ihm erwähnten Opern sämmtlich während der ersten Jahre seines Berliner Aufenthaltes aufgeführt worden sind. Es handelt sich um Grauns Oper Silla, deren Text nach einem von dem König Friedrich II. herrührenden französischen Entwurf in Prosa von Tagliazucchi italienisch bearbeitet worden war (zum ersten Mal aufgeführt 13. Okt. 1753), um die ebenfalls von Graun componirte Semiramide (aufgeführt März 1754) und um Hasses Didone abbandonata (aufgeführt Januar 1753). Bei den Stellen, die Nicolai aus diesen Opern anführt und die ihm daher offenbar besonders aufgefallen sein müssen, beweist er eine gute Einsicht und einen richtigen Geschmack, denn thatsächlich erheben sich die von ihm citirten Stücke nach Anlage und Ausführung um ein Bedeutendes über die übrigen Nummern der Opern. So gleich bei der ersten Oper, die Nicolai anzieht: mit dem Selbstgespräch des zweifelnden Aeneas in der Dido ist offenbar Akt I, Scene 19 der Didone abbandonata gemeint, die eine durchaus eigenartige Stellung innerhalb der Oper einnimmt: zunächst beginnt Aeneas wenige Worte im Secco-Recitativ, dann setzen die Instrumente mit lebhafter Begleitung zu einem ziemlich weit ausgedehnten Recitativ ein, an das sich eine Arie (D dur) mit schärferer und eindringenderer Charakteristik schließt, als wir sie sonst gewöhnlich bei Hasse antreffen. Das ganze Stück trägt den Charakter wohlberechneter kunstvoller dramatischer Steigerung, und ganz ähnlich verhält es sich auch mit der „Rede" des Metellus in Silla, Akt II, Scene 11; auch hier haben wir ein vom Streichquartett begleitetes Recitativ, in welchem die leidenschaftliche Bewegung in den stürmischen Figuren der Instrumente die Stimmung, welche die Worte athmen, wirksam zum Ausdruck bringt. Auch die zuletzt angeführte Stelle trägt ein ganz eigenartiges Gepräge; gemeint ist Akt II, Scene 8 der Semiramide, das Gespräch zwischen dem Geist und Arsace; wenn der Geist spricht, so tritt zu seinen Worten das Streichquartett und bewegt sich in Akkordfolgen, die wirklich einen dumpfen und schauerlichen Eindruck ausüben; wenn Arsace, der Lebende, antwortet, tritt das Seccorecitativ ein, und dieser Wechsel dient dazu, die Wirkung der Worte des Geistes und der dem Wesen des Unheimlichen, Ueberirdischen

geschickt angepaßten Begleitung noch erheblich zu verstärken. Zeigt uns also das angeführte Material, wie richtig und sicher der Jüngling in den musikalischen Kunstwerken das Bedeutende vom Unbedeutenden zu scheiden wußte, so verrathen auch die übrigen Argumente, die er den thörichten Anschauungen Gottscheds entgegensetzt, ein sehr einsichtiges musikalisches Urtheil, das sich auch in späteren Aeußerungen, z. B. in der S. 39 vorgetragenen sehr vernünftigen Ansicht über die einzig richtige Art der Gestaltung eines Operntextes in vortheilhafter Weise offenbart.

Muß man sich so in allen Punkten, die sich auf künstlerische Fragen beziehen, auf die Seite Nicolais stellen, so ist Gottsched doch gegen einen Vorwurf in Schutz zu nehmen. Nicolai behauptet im zweiten Briefe, auch die Auszüge aus Batteux selbst seien von Gottsched in tendenziöser Weise hergestellt, Gottsched habe durch die Zusammenziehung der längeren Ausführungen in kurze Sätze den französischen Aesthetiker Dinge sagen lassen, die nicht dessen, sondern Gottscheds Meinungen wiedergäben. Diese Beschuldigung indessen hält vor einer genauen Vergleichung des Auszugs mit dem französischen Original nicht Stand: wo Gottsched etwas Anderes sagt als das Original, beruht der Unterschied meist auf einem Mißverständniß des sprachlichen Ausdrucks, oder er ist aus dem Bestreben nach möglichster Kürze entstanden; im Allgemeinen kann man indessen sagen, daß sich derartige Stellen nicht allzuhäufig finden und daß sie fast nirgends principielle Fragen berühren. Wo Gottsched mit Batteux' Ansicht nicht einverstanden war, hat er vielmehr — und das muß dem Vorwurf Nicolais gegenüber hervorgehoben werden — keineswegs danach getrachtet, die Worte seines Gewährsmannes zu verschleiern, sondern er eröffnet in der betreffenden Anmerkung eine direkte Polemik: „Der Verfasser irret sich unstreitig," oder: „Der Verfasser ist also auch durch Miltons falsches Wunderbares geblendet". Ueberhaupt wird man das Eine zugestehen müssen: so thöricht auch die meisten Anmerkungen sind, die Gottsched dem Buche beigegeben hat, der Auszug selbst ist mit unleugbarem Geschick gearbeitet und gibt, wenn auch mannigfache Versehen nicht fehlen, doch ein zutreffendes Bild des Batteuxschen Systems.

Auch in einem späteren Brief (No. 10), in dem Nicolai den Kampf gegen Gottsched noch einmal aufnimmt, wird man nicht ganz bedingungslos auf die Seite Nicolais treten können. Nicolai greift Gottsched wegen der Stellung an, die dieser der satirischen Schrift Schönaichs: „Die ganze

Aesthetik in einer Nuß oder das neologische Wörterbuch" gegenüber eingenommen hatte. Das 1754 erschienene, nach französischen Vorbildern gearbeitete Buch, in welchem unter allerlei Wust hin und wieder doch einmal ein guter Einfall auftaucht, sollte sich zwar zunächst nur gegen Haller sowie gegen die Anhänger und Nachahmer Klopstocks richten, dehnte aber seine Polemik so ziemlich gegen Alle aus, von denen Schönaich und sein Berather, der Gottschedianer Reichel, annahmen, daß sie irgendwie einmal in einen äußeren oder inneren Gegensatz zu Gottsched getreten seien. Deshalb mußte auch jetzt der gute und unschuldige Gellert für seine vorsichtige Fahnenflucht von den „Belustigungen des Verstandes und Witzes" zu den „Bremer Beiträgen" noch nachträglich büßen, und Nicolai weist mit Recht darauf hin, wie ungerechfertigt gerade diese Angriffe waren, die Gellert selbst übrigens als eine unverdiente Kränkung schwer empfand. Die allgemeine Entrüstung, die derartige Ausfälle erregten, veranlaßte Gottsched, eine Erklärung des Inhalts abzugeben, daß er „an dem Werke, wie es da liege, gar keinen Gefallen habe, indem es außer vielem Guten . . . auch vieles Anstößiges enthalte, das er nie billigen würde. Ueber die Würden und Aemter ansehnlicher Männer zu spotten, sei ihm nie in den Sinn gekommen, auch viele Redensarten seien darin getadelt, die sich sehr wohl entschuldigen ließen." Die Unaufrichtigkeit dieser Erklärung glaubt Nicolai nun nachweisen und darthun zu können, daß Gottsched vielmehr das neologische Wörterbuch gebilligt und seine Veröffentlichung befördert habe. Er hatte mit diesem Vorwurf Recht und Unrecht. Unrecht insofern, als zweifellos Gottsched von vornherein mit der Veröffentlichung der Aesthetik in einer Nuß nicht einverstanden war. Wir besitzen zwar die Briefe nicht mehr, die Gottsched in dieser Angelegenheit an seine litterarischen Schildknappen und an Schönaich geschrieben hat, aber wir können ihren Inhalt aus den erhaltenen Antworten Schönaichs und Reichels erschließen. Aus ihnen ergibt sich, daß Gottsched, nachdem er das ganze Buch gelesen hatte, große Bedenken äußerte und augenscheinlich auch mildernde Abänderungen verlangt hat; offenbar sah er die Wirkung, die die Angriffe des Buches ausüben würden, voraus und fürchtete, daß ihm Unannehmlichkeiten daraus erwachsen könnten. Andererseits aber scheint er doch zuerst Schönaich ermuntert zu haben, seine Arbeit fortzusetzen, und jedenfalls hat er sich nicht die geringste Mühe gegeben, den Druck der Satire überhaupt zu verhindern, was ihm ein Leichtes gewesen wäre.

Auch sind seine Anwandlungen von Bedenklichkeit augenscheinlich nicht aus dem Bewußtsein von der Ungehörigkeit der Schönaichschen Angriffe, sondern nur aus der Furcht vor seinen Gegnern, namentlich vor Lessing, entsprungen. So läßt sich sein Verhalten von dem Vorwurf der Zweideutigkeit immerhin nicht ganz freisprechen, und man wird daher den Beschuldigungen Nicolai's eine gewisse Berechtigung zugestehen müssen. Uebrigens fertigen die Briefe Schönaichs Buch mit der gleichen Verachtung ab, mit der Lessing es in der Vossischen Zeitung behandelte, wo er ebenfalls mehr auf Gottsched als auf Schönaich losschlug, und in derselben Weise werden einige von den zahlreichen satirischen Schriften behandelt, die Schönaich seiner Nuß noch folgen ließ. —

Nicht so einfach wie das Verhältniß zu Gottsched war die Stellung den Schweizern gegenüber. Immerhin nahmen sie einen freieren poetischen Standpunkt ein als Gottsched und vertraten im Laufe der Litteraturbewegung Gottsched gegenüber das fortschreitende Element. So kam es, daß der Gegensatz zu Gottsched und seinen Anschauungen Manchen in das Lager der Schweizer drängte, der an den poetischen Ergüssen Bodmers nicht die geringste Freude hatte. Zwar hatte es an Versuchen zwischen Klopstock und seinem schweizerischen Nachahmer zu scheiden nicht ganz gefehlt; nicht bloß Lessing, der übrigens auch Klopstock gegenüber nicht Halt machte, sondern auch Geister dritten und vierten Ranges empfanden die Nothwendigkeit einer solchen Scheidung. So finden wir in der „Sammlung vermischter Briefe" des Professors Johann Christoph Stockhausen in Helmstädt (1752) bereits eine Anschauung, die sich, wenn wir von der hölzernen Sprache absehen, im Wesentlichen mit der von Nicolai vertretenen Meinung deckt. Stockhausen spendet zwar dem Messias begeisterte Lobsprüche und sucht dessen Schönheiten, so gut oder so schlecht er es kann, aufzuzeigen und zu zergliedern, aber dem Noah gegenüber nimmt er einen anderen Standpunkt ein, der ihm übrigens einen leidenschaftlichen Angriff Wielands in dessen „Abhandlung von den Schönheiten des epischen Gedichts der Noah" eintrug: „Alleweil fällt mir ein," sagt Stockhausen, „daß Sie mich auch um den Noah gefragt haben: Was meynen Sie, soll ich Ihnen davon auch so viel schreiben? Nein, das will ich Ihnen nicht zu Leyde thun, ob ich gleich jetzt grosse Lust zu schreiben habe. In dem Noah bemerke ich viele schöne Stellen, aber auch viele schlechte, und im Ganzen gefällt er mir nicht . . . Der Verfasser des Noah ist ein grosser Kenner und Kunstrichter des

Geschmacks, Lehrbücher und Kritiken sollte er schreiben, nur keinen Noah mehr." Indessen haben derartige vereinzelte Stimmen keinen nennenswerthen Erfolg gehabt; erst die Schärfe, mit der Lessing und Nicolai den Schweizern zu Leibe gingen, hat in Deutschland der Meinung zum endgültigen Siege verholfen, daß man, um seine Abneigung gegen Gottsched und die von ihm vertretene Richtung zu bekunden, es nicht nöthig habe, sich mit den Schweizern zu indentificiren.

Die Kritik der poetischen Leistungen Bodmers, wie sie Nicolai namentlich im siebenten und im fünfzehnten Briefe geübt hat, ist unzweifelhaft zu den gelungensten Partieen des Buches zu zählen. In beiden Fällen hat er den Kunstgriff verwendet, durch einen Vertheidiger Bodmers Alles, was sich zum Lobe der verstiegenen epischen Gedichte des phantasielosen Schweizers sagen ließ, anführen zu lassen, um dann jedes der vorgetragenen Argumente einzeln vorzunehmen und zu zerpflücken. Im vierzehnten Brief erscheint der fingirte Lobredner Bodmerscher Poesie nicht allein, sondern er beruft sich auf eine von Sulzer verfaßte Vertheidigungsschrift der Gedichte Bodmers, die „Gedanken von dem vorzüglichen Werth der Epischen Gedichte des Herrn Bodmers von J. G. S. Berlin. 1754." Man kann nicht sagen, daß das kleine Heftchen — es umfaßt nur 32 S. in 8⁰ — die Sache, der es dienen wollte, mit besonderem Geschick verficht. Sulzer lehnt eine ästhetische Betrachtung ausdrücklich ab und will überhaupt den Werth der Dichtkunst nur von den Gegenständen abhängig machen, die sie ergreift. Erst wenn die Poesie als Lehrerin der Weisheit, Tugend und Gottesfurcht erscheint, wird sie nach seiner Meinung ihrer Aufgabe ganz gerecht. „In den Armen eines unphilosophischen Menschen ist die Dichtkunst eine ausschweifende Dirne, in den Armen eines Philosophen ist sie eine anbetungswürdige Dame. — In menschlichen Angelegenheiten ist nichts wichtiger als Religion, Tugend und Weltklugheit, aber nichts ist schwerer als in allen Umständen des Lebens sich denselben gemäß aufzuführen. Wenn also die Hülfe der Dichtkunst irgendwo nöthig ist, so ist sie es da, wo sie der Religion und Tugend dienet. Alle andern Dienste, die man von ihr hat, sind gegen diesen bloße Kleinigkeiten. Ein Held, der für sein Vaterland stirbt, und ein Schooshündchen, das seiner müssigen Dame die Zeit vertreibt, sind kaum so weit an Verdiensten entfernt, als ein Gedicht, das die Menschen zur Tugend ermuntert und ein angenehmes Trinklied." Von diesem Standpunkte aus glaubt Sulzer Bodmer vor

Homer und Virgil den Vorzug geben zu können: haben diese nach seiner Ansicht den Zweck beständig im Auge gehabt, die bürgerlichen Sitten zu bessern, die politischen Tugenden auszubreiten, so zeigt Bodmer dagegen in seinen Gedichten an Beispielen, „daß die Gottesfurcht oder die in dem Herzen würkende Religion des Menschen höchstes Gut sey, und daß der Mangel derselben, und die die daher entstehenden Laster ihn nothwendig unglücklich machen.“ Deshalb geht Sulzer in der zweiten Hälfte seiner Schrift die einzelnen Gedichte Bodmers durch und sucht zu zeigen, wie der Dichter überall danach gestrebt habe, in den Situationen wie an den Charakteren seiner Helden Tugend und Gottesfurcht „in ihrer vollkommenen Liebenswürdigkeit“ darzustellen, Laster und Thorheit dagegen „nach ihrer ganzen Häßlichkeit und ihren unglücklichen Folgen“ zu schildern. Auch den Figuren der Bodmerschen Gedichte meint er daher den Vorzug vor den homerischen Gestalten geben zu müssen. Gegen Schluß seiner Abhandlung fällt er etwas aus dem Gedankengange heraus, den er sonst ziemlich konsequent festgehalten hat: er hebt hervor, daß durch die Lektüre der Bodmerschen Gedichte auch das Wissen des Lesers reiche Vermehrung erfahre, da der Dichter absichtlich zahlreiche wissenschaftliche Thatsachen und Lehren in seine Darstellung verwebt habe. — Es konnte Nicolai nicht schwer werden, diese zum Theil recht ärmlichen Scheingründe zu widerlegen. Gerade Sulzers Schrift hat ihm Gelegenheit zu dem schärfsten Urtheil gegeben: die ganz richtige Ansicht, daß trotz aller Verstiegenheiten und großen Worte diese Art von Dichtung um nichts höher zu stellen sei als die Gottscheds und seiner Anhänger, kommt in dem witzigen Gedanken zum Ausdruck, daß jedes Wort der Sulzerschen Schrift mit dem gleichen Recht auf Triller angewendet werden könnte.

Muß man der vernichtenden Kritik, die Nicolai an Bodmer übt, durchaus zustimmen und wird man wohl geneigt sein, noch etwas weiter zu gehen als er, so kann man mit seinem Urtheil über Wieland sich nicht überall einverstanden erklären. Zwar daß die christlich-seraphische Schwärmerei dem Wesen und der eigenthümlichen poetischen Begabung Wielands durchaus nicht entsprach, hat er mit sicherem Blick erkannt, und der vielcitirte berühmte Vergleich zwischen Bodmer und Wieland (S. 53.) legt von einer außerordentlichen Scharfsichtigkeit Zeugniß ab. Auch in der Beurtheilung, die Nicolai im fünften Brief der recht unglücklichen Ode auf die Geburt des Erlösers angedeihen läßt, wird man

ihm Recht geben müssen. Dagegen glaubt man in einer Brief 7 vorgetragenen Ansicht über Wielands Schaffen schon den späteren Nicolai zu hören. Nicolai erklärt (S. 66 f.), unter Wielands Werken würden, wenn man sie ihrem Werth nach bestimmen wollte, wohl Briefe den Preis erhalten, aber nicht die „ungereimten" Briefe der Verstorbenen. Mit den „Briefen" können nur die „moralischen Briefe" (1752) gemeint sein, gewiß die nüchternste und am meisten prosaische Arbeit unter Wielands Jugenddichtungen. Diese altklugen Betrachtungen mit ihren poesielosen Auseinandersetzungen und kahlen Aufzählungen hätte allenfalls auch ein Gottschedianer schreiben können; nur in der gelegentlichen Ausführung eines Naturbildes (Brief 2) und im ganzen elften Brief spüren wir Wielands eigenthümliche poetische Kraft, die wir sonst vermissen. Ueberhaupt erscheint dieser elfte Brief wie ein Vorklang der „Briefe von Verstorbenen" (1753), die an dichterischem Werthe hoch über den moralischen Briefen stehen und die trotz mancher Verkehrtheiten in dem poetischen Zauber ihrer Sprache, die auch für das Unsagbare den Ausdruck zu finden weiß, von den Jugendarbeiten neben den „Erzählungen" (1752) am meisten den künftigen großen Dichter ahnen lassen. Nicolais Urtheil ist namentlich in Hinsicht auf seine spätere Entwicklung gewiß von Interesse; übrigens hatte auch Lessing 1753 in der Vossischen Zeitung die „Briefe von Verstorbenen" mit herbem Spotte besprochen.

Gewissermaßen als Vorläufer Lessings erscheint Nicolai in den Ausführungen des vierten und sechzehnten Briefes; trotzdem er Gottscheds Art von patriotischem Wetteifer soeben erst lächerlich gemacht hatte, tritt er doch auf das Schärfste dem anmaßenden Dünkel der Franzosen entgegen, die die Führer- und Richterrolle in litterarischen Dingen ohne weiteres für sich in Anspruch nahmen. Das Werk, dessen Betrachtung ihm zu einer so lebhaften Opposition Veranlassung gibt, das Journal etranger, verdankt einem Gedanken Grimms seine Entstehung, doch hatte sich Grimm bald von dem Unternehmen zurückgezogen, worauf es durch manche, zum Theil recht ungeeignete Hände gegangen war. Der ursprünglichen Idee nach dazu bestimmt, ein Vereinigungspunkt aller Nationen zu sein, war es doch in seinen Anfängen weit davon entfernt, der hohen Aufgabe, die es sich gestellt hatte, gerecht zu werden. Das weist Nicolai in scharfer, aber, wie im Gegensatze zu Süpfle (Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich, I, 305) festgehalten werden muß, durchaus berechtigter Kritik nach und hebt namentlich hervor, wie

wenig die aus der deutschen Litteratur im Journal etranger aufgenommenen Stücke geeignet seien, von den besten litterarischen Leistungen Deutschlands eine Vorstellung zu geben. Wenn Nicolai sich später, nachdem die Redaktion des Journals in andere Hände übergegangen war, selbst entschloß, einer Aufforderung zur Betheiligung, die auf Gellerts Vorschlag an ihn ergangen war, Folge zu leisten (Aug. 1756), ließ er es sich vor allen Dingen angelegen sein, mit seinen Beiträgen die Lücke zu schließen, die er in den Briefen so empfindlich gerügt hatte, und den Franzosen von dem wirklichen Stande des litterarischen Lebens in Deutschland ein wahrheitsgetreues Bild zu geben. Doch hat Nicolais Mitarbeiterschaft an dem Journal, dessen Lebensdauer überhaupt nur kurz bemessen war, nicht allzulange Zeit gewährt.

Zu der Polemik gegen Gottsched zurück führen die Betrachtungen, die Nicolai im zwölften Briefe anstellt; ohne Gottscheds Namen zu nennen, tritt er hier doch dem Einfluß entgegen, den Gottsched in bestimmten Kreisen immer noch ausübte. Die in einer großen Anzahl von Städten, meist Universitätsstädten, damals bestehenden deutschen Gesellschaften waren theils nach dem Muster von Gottscheds Leipziger Gesellschaft gegründet, theils nach deren Vorbilde neu gestaltet worden, in allen aber herrschte Gottscheds Geschmacksrichtung vor. Die Leistungen dieser Gesellschaften standen in dem lächerlichsten Gegensatz zu der Bedeutung, die sie für sich in Anspruch nahmen; in ihren Schriften ist unter den ödesten Plattheiten und kläglichen Reimereien selten einmal eine halbwegs vernünftige Arbeit zu finden. An einen Beitrag in den Schriften der deutschen Gesellschaft zu Jena, der sich an Werth etwas über die übrigen Stücke erhebt, knüpft Nicolai kritische Ausführungen an, die unser Interesse um so mehr in Anspruch nehmen, als sie schon auf Nicolais künftige Wirksamkeit hindeuten. Den Vorschlag zur Herstellung eines deutschen Wörterbuches erörtert er nach allen Seiten mit der größten Umsicht; in all den praktischen Bemerkungen, die er giebt, redet der geborene Herausgeber einer Zeitschrift, der auch die scheinbar unwichtigsten und doch so wichtigen kleinen Schwierigkeiten, die einem derartigen Unternehmen störend und hemmend in den Weg treten, nicht aus den Augen läßt (vgl. namentlich S. 100 f.). Aber auch die rein wissenschaftliche Seite des Gegenstandes wird von Nicolai mit einer Ruhe, Klarheit und Umsicht erörtert, der man bei seiner Jugend aufrichtige Anerkennung zollen muß, und sympathisch berührt seine lebhafte

Theilnahme an diesen sprachlichen Fragen, die ihn auch im späteren Leben niemals verlassen hat, wie denn seine zahlreichen lexikographischen Sammlungen ebenso wie manche höchst verständigen Vorschläge, die sich in ähnlicher Richtung bewegen wie die im zwölften Briefe niedergelegten Betrachtungen, davon schönes Zeugniß ablegen. —

Nicolais Hauptbestreben war gewesen, die deutsche Litteratur aus dem Banne des Partei- und Cliquenwesens zu erlösen. Aber mit der Ueberwindung des Parteigegensatzes allein war es noch nicht gethan: es galt der deutschen Dichtung die Richtung zu zeigen, auf der sie zu einer wirklich fruchtbaren Entwicklung gelangen konnte. Die Rathschläge, die Nicolai in diesem Sinne den Vertretern der deutschen Poesie ertheilte, die Forderungen, die er aussprach, und die Gesichtspunkte, die er aufstellte, zeigen uns, mit welch eindringender Schärfe Nicolai den Gang der poetischen Entwicklung Deutschlands beobachtet und wie sicher er die Schäden des bisherigen Verlaufes erkannt hatte. Die Vorschläge, die er im achten, namentlich aber im elften und den beiden letzten Briefen niederlegte, treffen fast überall den Kern der Sache, und wenn sie naturgemäß auch den Gegenstand nicht erschöpfen, so hat Nicolai doch die wichtigsten mit klarem Blick herausgegriffen, und in der Forderung einer gesunden und mächtigen Kritik, in dem Streben nach Zurückdrängung des französischen Einflusses, in dem Hinweis auf das englische Schauspiel und in anderen Punkten erscheint er wiederum als ein Vorläufer des späteren Lessing.

Es kann nicht zweifelhaft sein, daß in Nicolais Briefen Lessings Einfluß übermächtig hervortritt. Der junge Nicolai ist zweifellos ein eifriger Leser der Vossischen Zeitung gewesen, er kannte, wie aus den Briefen selbst hervorgeht, die „Schrifften“ Lessings von 1753. Wäre dieser Einfluß nicht schon äußerlich durch die Herübernahme der Verse vom großen Duns (S. 12) aus der Vossischen Zeitung bezeugt, er würde doch an vielen Stellen auf das Deutlichste zu erkennen sein. Namentlich die in der Polemik gegen die Schweizer verwandten Argumente beruhen ganz auf den Gesichtspunkten, die Lessing in der Vossischen Zeitung, den Critischen Nachrichten und den Briefen entwickelt hatte. Zwar die Briefform selbst war schon von Gottsched und Bodmer im Dienste litterarischer Auseinandersetzungen benutzt; die Anregung zu der Form der Briefe braucht also nicht nothwendig auf Lessing zurückgeführt zu werden, aber im Stil fühlt man überall, wie sehr der junge Buchhändler seine eigene

Sprache an der Lessings geschult hatte. Und für die eindringende Beeinflussung im Einzelnen mögen folgende Anlehnungen sprechen. Nicolai druckt S. 39 den Anfang von Wielands Ode auf die Geburt des Erlösers in Prosa ab, um zu zeigen, daß man beim besten Willen aus diesem angeblichen Gedicht irgend welches Metrum nicht herausfinden könne; Lessing bemerkt nach einem längeren Citat aus Bodmers Jakob und Joseph: „Man schreibe dieses ohne Absätze der Zeilen hin: so wollen wir demjenigen Trotz bieten, welcher merken wird, daß es Poesie seyn soll.“ (1751. Lachmann-Muncker, IV, 230.) Und in der Kritik der Klopstockschen Ode: An Gott in den Critischen Nachrichten schreibt er ebenfalls eine Strophe in Prosa hin mit dem Zusatze: „Unsere Leser werden wohl die Absäze der Verse, welche wir, den Raum zu ersparen, weggelassen haben, da sie ohne dieß ohne darüber gesezte Zeichen keine Füße haben würden, nicht vermissen.“ (1751, a. a. O. IV, 282). Aber auch die weiteren Ausführungen Nicolais im fünften, die Hervorhebungen der ungereimten Tändeleien Bodmers im siebenten Brief stimmen mit Lessingschen Stellen (vgl. namentlich Lachmann-Muncker, IV, 398; V 91.) zuweilen bis zum Wortlaute überein. Will man auf Einzelheiten Werth legen, so kann man darauf hinweisen, daß auch Lessing wie Nicolai (S. 42, Anm.) die Berufung der Schweizer auf Horaz aufgreift (a. a. O. IV, 229.), daß das Citat aus Horazens ad Pisones, 30 bei Lessing (a. a. O, V, 9.) in ganz ähnlichem Zusammenhange gebraucht wird wie bei Nicolai (S. 41) und was man noch Aehnliches anführen mag.

Ist nun der Einfluß der Schriften Lessings aufs Deutlichste zu erkennen, so erhebt sich die Frage, ob Lessing nicht auch eine persönliche Einwirkung auf die Briefe ausgeübt hat. Nicolais Briefe sind im Jahre 1754 geschrieben worden; als sie 1755 gedruckt wurden, kamen durch die Vermittelung des Buchhändlers Voß einige Aushängebogen in Lessings Hände, der daraufhin die Bekanntschaft des Verfassers suchte. Unmöglich wäre es nun freilich nicht, daß Nicolai etwa in die zweite Hälfte noch während des Druckes Manches eingeflochten hätte, was Lessing im Gespräche geäußert. Allein weder ein innerer noch ein äußerer Grund nöthigt uns zu einer solchen Annahme. Man könnte allenfalls dafür eine gewisse Ungleichartigkeit des Werthes anführen, die sich in den Briefen zuweilen bemerkbar macht, und meinen, daß die besten Leistungen, z. B. die letzten Briefe von Lessing inspiriert seien, daß dagegen Nicolai da, wo ihn Lessings Leitung verlasse, unsicher und

schwankend werde. Allein eine starke Ungleichartigkeit tritt in Nicolais Schaffen überall hervor; sie macht sich sogar in den Briefen weniger als in seinen späteren Arbeiten geltend; nur die Vertheidigungsbriefe für Bodmer verrathen ein gewisses Ungeschick, das aber vielleicht beabsichtigt ist. Nehmen wir nun noch Lessings bestimmte Erklärung hinzu, daß er weder mittelbar noch unmittelbar an den Briefen betheiligt sei, so werden wir es wohl ohne weiteres annehmen dürfen, daß Alles in den Briefen, was sich nicht auf Anregungen aus Lessings Schriften zurückführen läßt, als Nicolais geistiges Eigenthum zu betrachten ist.

Der Eindruck, den die Briefe ausübten, muß ein außerordentlicher gewesen sein. Natürlich suchte man zunächst nach dem Verfasser; bei der offenbaren Verwandtschaft des in den Briefen angeschlagenen Tones mit Lessings kritischer Art, lag die Vermuthung nahe, daß das Buch von Lessing selbst herrührte, und wirklich ist Lessing — wenigstens von Sulzer — für den Urheber der Briefe gehalten worden. Andere meinten in dem Verfasser der Vorrede, Nicolais Bruder Gottlob Samuel den Briefschreiber zu erkennen, den wirklichen Autor ahnte zunächst noch Niemand. Dennoch war es dem unbekannten Jüngling beschieden, mit seinen Briefen eine entscheidende Wirkung auszuüben und eine durchgreifende Wandlung des litterarischen Geschmackes vorzubereiten. Sein kühnes Auftreten gab Vielen, die bisher den Gegensatz zu Gottsched durch engen Anschluß an die Schweizer bezeugen zu müssen geglaubt hatten, den Muth, den unfruchtbaren Parteigegensatz, der sich längst überlebt hatte, zu verlassen und eine Stellung über den Parteien einzunehmen. Es läßt sich deutlich verfolgen, wie stark gerade Nicolais Briefe diese Veränderung der litterarischen Konstellation beeinflußt haben. Noch im Jahre 1753 hatten die Göttinger gelehrten Anzeigen über Wielands „Abhandlung von den Schönheiten des epischen Gedichtes der Noah“ folgendes Urtheil abgegeben: „Wir hoffen aber vom guten Geschmack unserer Zeiten, es werden die Verdienste des Noah auch in unseren Zeiten, ohne auf die Nachwelt zu warten, vernünftige Bewunderer finden.“ (Göttingische gelehrte Anzeigen, Jahrgang 1753, S. 1184.) Nach dem Erscheinen der Briefe indessen stellten sie sich sofort auf den von Nicolai eingenommenen Standpunkt (a. a. O. 1756, Bd. I, S. 17ff.): „Wir werden zwar bey keiner Parthei durch unser Bekenntniß Danck verdienen: allein wir müßen es gestehen, daß wir noch nirgends etwas diese Streitigkeiten betreffendes gelesen haben, welches mit unsern

Gedanken so sehr, und in so vielen Stücken übereinstimmete: vielleicht ist es eine Partheilichkeit vor unsern allzu sehr in die Mitte gehenden Geschmack, wenn wir wünschen, diese Briefe, von deren Inhalt wir nur kleine Proben geben können, selbst in den Händen unserer Leser zu sehen." Grade dem scharfen Urtheil Nicolais über den Werth von Bodmers epischen Gedichten stimmen sie mit der größten Entschiedenheit zu, die durch die spöttische Schlußwendung noch schärfer hervorgehoben wird: „Die Furcht, uns den ganzen poetischen Haß, den diese Briefe erregen werden, zuzuziehen, macht uns so behutsahm, daß wir noch zuletzt dis Bekenntniß ablegen: wir sind nicht in allen Stücken mit dem Inhalt dieser Briefe einig, sondern gehen in einigen wenigen Stücken ab: und jedermann bitten, aus Liebe zu hoffen, daß es eben das Unangenehme, so von ihm geurtheilet ist, seyn möchte, darin wir nicht mit Herrn N. übereinstimmen."

In späterer Zeit hat Nicolai daran gedacht, eine neue Auflage der Briefe zu veranstalten (1759). Er begann sie zu diesem Zweck umzuarbeiten und den veränderten litterarischen Verhältnissen anzupassen*), ließ aber dann die Arbeit liegen. Gewiß leitete ihn bei dem Verzicht auf eine neue Ausgabe das richtige Gefühl, daß die Briefe zu sehr aus einem bestimmten Zeitpunkt heraus geschrieben waren als daß sich durch eine Umänderung ihr ursprünglicher Charakter hätte verwischen lassen.

Zur Erklärung des Sachlichen mögen sich noch einige Erläuterungen zu einzelnen Stellen anschließen:

S. 1. Zueignungsschrift an die Nachwelt. Nicolai deutet die Haupttendenz der ganzen Schrift schon dadurch an, daß er die Arbeiten Bodmers und Wielands unmittelbar neben die Produktionen der Gottschedianer stellt, Schönaichs Hermann und seine „Versuche in der tragischen Dichtkunst" (1754) und Trillers „sächsischen Prinzenraub" (1743) neben Bodmers epische Gedichte: Jakob und Joseph (1751), Joseph und Zulicka (1753) und seine dramatischen Mißgeburten: Der erkannte Joseph,

*) Meine Kenntniß dieser geplanten Umarbeitung stammt aus Danzel, Lessing[1], I, 271. Das Exemplar der Briefe, in das Nicolai seine Vorarbeiten eintrug, hat sich erhalten, war mir aber nicht zugänglich. Doch wird Herr E. Altenkrüger, der das Exemplar benutzen durfte, in einer demnächst erscheinenden Schrift nähere Mittheilungen über die von Nicolai geplanten Aenderungen machen.

und der keusche Joseph (1754) sowie Wielands geprüften Abraham. — Vielleicht liegt auch hier (vgl. unten zu S. 67.) eine direkte Anspielung auf Wieland vor und dessen Urtheile über den himmelweiten Unterschied zwischen der Bodmerschen Poesie und den von Nicolai mit ihr auf eine Stufe gestellten Arbeiten, vgl. Abhandlung von den Schönheiten u. s. w. S. 80: „Itzo kommen wir auf eine Stelle, welche unvergleichliche Betrachtungen enthält, die der Poet, zum theil, von dem vortreflichen Montesquieu entlehnt, und mit den Reitzungen der Poesie belebet hat. Vernunft, Menschenliebe und ein freyer Geist leuchten allenthalben hervor, und entdecken uns in dem Dichter des Noah diese grosse Gesinnungen, die einen heroischen Dichter bilden, und deren Mangel vornehmlich, die elenden Schmierer erzeugt, von denen wir uns nichts mehr als Prinzenraube und Hermanniaden zu versprechen haben."

S. 9. D. Joh. Gottlob Krügers Träume. Halle. 1754. enthalten 157 Stücke, in denen nicht ohne Geschick Träume mit bestimmt ausgeprägter didaktisch-moralischer Absicht erzählt werden. Eine eingehende Untersuchung des Buches würde sich namentlich um der Art willen, in der die Einkleidung durchgeführt ist, wohl verlohnen. Die von Nicolai erwähnte Übersetzung, die Krüger seinem Buche einverleibt hat, ist — besonders paginirt — am Schluß angefügt.

S. 13. „Der Preuße, welcher erst." Das Citat stammt aus Rosts Vorspiel, Buch I. Vermischte Gedichte. 1769, S. 6.

S. 18. Das Citat aus Wernikes: Ein Heldengedicht, Hans Sachs genannt, S. 297 f. der Ausgabe Bodmers.

S. 20. Leopoldo di Villati, der italienische Librettodichter war seit 1747 an der königl. Oper in Berlin beschäftigt.

S. 21. Der Balletmeister Denis war mit seiner Frau seit 1749 an der Berliner Oper thätig; der Franzose Lany (nicht Luny, wie Nicolai schreibt) aus Paris seit 1743; die Tänzerin Signora Reggiani seit April 1752.

Joh. Gabriel Seyfarth (geb. 1711) pflegte hauptsächlich die Kammermusik; ebenso Georg Czarth (1708—1774).

S. 22. Benda; gemeint ist der Vater Georg Bendas Franz Benda (1709—1786), der hauptsächlich Konzerte und Sinfonieen geschrieben hat. Friedrich Wilhelm Riedt (1710—1783) hat sich besonders der Kammermusik zugewendet, war aber auch als Theoretiker thätig, s. u. Bei fast allen Komponisten, die Nicolai aufführt, ist der

Hauptschauplatz ihrer Wirksamkeit Berlin. — Wen Nicolai mit den Anfangsbuchstaben v. S. bezeichnen will, habe ich vergebens zu ermitteln gesucht.

S. 24. Pope im Essay on criticisme. — „Von der Musikalischen Poesie. Utrumque Consentit astrum. Hor. Berlin, verlegts Johann Friedrich Voß. 1752." Das recht umfangreiche Buch (es umfaßt 484 Seiten) erschien anonym; sein Verfasser ist Christian Gottfried Krause, Advokat beim Magistrat und dem französischen Gericht in Berlin (1719—1770). Die Schrift hat sich hauptsächlich die Aufgabe gestellt, zu zeigen, wie eine für die Komposition bestimmte Dichtung einzurichten und zu behandeln sei; und wenn man den aus der Zeit sich ergebenden Maßstab anlegt, so muß man zugestehen, daß der Verfasser die dabei in Betracht kommenden Fragen mit ebenso viel Einsicht als Geschmack und namentlich mit einem feinen Verständniß für die rein musikalische Seite des Gegenstandes behandelt hat. Nicolai hat das Buch unzweifelhaft fleißig studiert und, wie wiederholte Anklänge beweisen, auch viel daraus gelernt.

S. 26. Die Anmerkung bezieht sich auf folgende Stelle aus Gottscheds Batteux, S. 66. „Herr Rousseau schimpfet zwar auf eine solche Lebensart; allein mag er doch zu den Canibalen und Irokesern ziehen, wenn ihm die grobe und plumpe Natur besser gefällt, als die schöne."

S. 27. Die meisten der zuerst genannten Musiker hatten ihre theoretischen Werke in den Jahren unmittelbar vor Abfassung der Briefe, also in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre, erscheinen lassen, so Friedrich Wilhelm Marpurg (1718—1795) seine Zeitschrift, den „Kritischen Musikus an der Spree", (1749 und 50) Philipp Emanuel Bach, der Berlinische Bach (S. 123) seinen „Versuch über die wahre Art das Clavier zu spielen" (1753), und Joh. Joachim Quanz seinen „Versuch einer Anweisung die Flöte traversière zu spielen". (1752). Joh. Friedrich Agricola, der Gegner Marpurgs, gegen den sich Lessings Opernfragmente: Tarantula richtete, das man früher auf Villati (s. o. S. XVI, zu S. 20) bezog. (1720—1774). — Von den an zweiter Stelle genannten Theoretikern braucht auf Mattheson nicht besonders hingewiesen zu werden; er ist auch weiteren Kreisen durch Riehls vortrefflichen Aufsatz bekannt geworden. Johann Georg Neidhart ist 1706 geb. Lor. Cristoph Mitzler lebte von 1711—1778.

S. 29. Die Vorrede zum Journal etranger ist von Grimm verfaßt.

S. 35. François Vincent Toussaint (1715—1772.)

S. 36. Von den beiden deutschen Mitarbeitern am Journal etranger vermag ich nur Gottfried Sellius nachzuweisen (geb. um 1700, seit 1735 außerordentlicher Professor der Rechte in Göttingen, 1736 als ordentl. Professor in Halle. Aus unbekanntem Grunde gab er diese Stellung auf und kam nach Berlin, dann nach Holland und zuletzt (um 1750) nach Paris. Hier starb er 1767, nachdem er noch ein Jahr vor seinem Tode eine in Gemeinschaft mit Robinet hergestellte französische Uebersetzung von Winckelmanns Geschichte der Kunst des Alterthums veröffentlicht hatte. — Eléazar Mauvillon, geb. 1712, kam jung nach Deutschland, Professor am Karolinum zu Braunschweig, starb in Leipzig 1779. Seine lettres françaises et germaniques, ou Reflexions militaires, litteraires et critiques sur les Français et les Allemands erschienen London 1740 und urtheilen, wie bekannt, auf das schärfste über die deutsche Sprache und Litteratur sowie über die litterarische Befähigung der Deutschen überhaupt ab.

S. 37. „Die französische Uebersezzung von Hr. Rabeners Satiren“: Satires de Mr. Rabener. Paris 1754. 2 Bde. Der erste Entwurf dazu rührte von Sellius her; er wurde jedoch von Boispreaux (Schriftstellername für Bénigne Dujardin, nicht Desjardins, wie Nicolai S. 129 schreibt.) überarbeitet. Ueber den Werth der Uebersetzung vgl. Süpfle, a. a. O. I, 167.

S. 39. Mondenville; gemeint ist Jean Joseph Cassanea de Mondonville (geb. 1715, nach andren Angaben 1711, stirbt 1772). Nicolai führt ihn hauptsächlich wegen seiner Motetten und Oratorien hier an, doch ist er auch als Opernkomponist hervorgetreten. — l'Alouette = Jean François Lalouette oder Lallouette (1651—1728); an Kirchenmusik lieferte er Motetten und ein Miserere. Auf Telemann braucht wohl nicht besonders hingewiesen zu werden.

S. 41. Die Theresiade; ein „Ehrengedicht“ von Franz Christoph v. Scheyb (1704—1777).

S. 44. Die Klage eines Vaters, gemeint ist Bodmers Elegie: Trauer eines Vaters. Gedichte. 2. Aufl. 1754, S. 79 ff.

S. 45. Die Stelle aus dem Noah steht Gesang VI, 703 ff., S. 131 der Ausg. v. 1752.

S. 46. Die erste Stelle, IX, 312 ff. (S. 275); die zweite XII, 459 ff. (S. 388).

S. 56. Von den drei im Text erwähnten Bodmerschen Stellen hat sich Nicolai bei der dritten außerordentlich ungenau ausgedrückt. Denn mit den Worten: der Eierkuchen, den die Patriarchen u. s. w. bezieht er sich unzweifelhaft auf Noah, II, 601 ff., wo ein Aeltester der wollüstigen Stadt Calmuna den Antrag stellt, man solle die Hähne als „Verderber des Morgenschlafs Calmunas" aus der Stadt verweisen. (S. 59 f.)

Jedermann winkt' ihm Beyfall; ein langgebärteter Greis nur
Warf ihm ein: Wenn wir sie verjagen, wie werden die Hennen
Ohne die Hähne die Zucht fortpflanzen? Verweisen wir die auch,
O so fragt sich, ob ihr auch mit gesetztem Gemüthe
Künftig die Eyerkuchen entbehrt? Ein wildes Gelächter
Faßte die Red auf; die Pforte erklang mit wälzendem Lachen.

Die Stelle war übrigens schon vor Nicolai angegriffen worden, und Wieland hatte es daher für nöthig gehalten, mit einer geharnischten Schutzrede für sie einzutreten: Abhandlung, S. 37. „Es sind Leute, welche die Eyerkuchen nicht verdauen können, von denen unter dem Thor zu Calmuna im zweyten Gesange des Noah die Rede ist. Eyerkuchen in einem Heldengedichte, ruft Stax, und lachet dabey so albern, als ob er selber ein Calmuner wäre. Und was ist denn unanständiges an Eyerkuchen? Warum darf dieses Wort nicht eben so gut in einem heroischen Gedichte Platz nehmen, als die Wörter Brod, Salz, Milch, und hundert noch viel gemeinere? Was würde doch aus dem Homer werden, wenn ein jeder Tadler, seinen willkührlichen Geschmack zum Gesetze machen und verspotten dürfte, was er nicht beurtheilen kan." — Die Episode von dem Engel mit der Taube Noah XII, 771 ff. (S. 400). Die Drohung des Engels, die Riesen in einen Eichbaum zu klemmen, ebenda VI, 159 ff. (S. 173). Vielleicht hat Prosperos Erzählung von Ariels Gefangenschaft, der Sturm I, 2. Bodmer die Anregung zu der zuletzt erwähnten Erfindung gegeben. — Die in der Anmerkung erwähnte, nicht ganz richtig citirte, Stelle aus dem Messias steht Gesang I, 299 f.

S. 58. Die Stelle aus Bodmers „Joseph und Zulicka." Zürich 1753. S. 14. Etwas ganz Aehnliches wie der getadelte Schluß taucht übrigens schon im Noah, VIII, 16 auf.

S. 59. Die Wiederholung derselben Worte in Bodmers keuschem Joseph: Der erkannte Joseph und der keusche Joseph, S. 60, vgl. auch S. 62. Die Stelle aus Jakob und Rahel, Zürich 1751, S. 16. — „Wetzstein der Flöten"; Gottsched hatte den Ausdruck in der seiner Kritischen Dichtkunst einverleibten Uebersetzung von Horazens Ars poetica, Z. 426 f. gebraucht (2. Aufl. Leipzig 1737, S. 46):

Ich trachte den Poeten
Hinfort ein Sporn zu sein, ein Wetzstein ihrer Flöten.

und war gerade wegen dieses Ausdruckes von den Schweizern angegriffen worden, vgl. Bodmers Streitschrift: „Gottscheds Seltsame Vorrede zu seinem eigenen drey mahl wiederholten Versuche Einer Crit. Dichtkunst. Zürich 1742." In Wielands Sammlung der Zürcherischen Streitschriften. Zürich 1753, Bd. II, S. 121. Ueberhaupt hatte gerade dieser Uebersetzungsversuch Gottsched die heftigsten Angriffe der Schweizer eingetragen, vgl. „Genaue Prüfung der Gottschedischen Uebersetzung Horazens von der Dichtkunst." (a. a. O. Bd. III, S. 75 ff. Kritik der ersten 99 Zeilen.)

S. 60, oben Jakob und Rahel, S. 17.

S. 61, oben Noah, Ges. I, 216 ff. S. 11. — Das Citat aus Boileau, l'art poétique, chant III. S. 257 ff. Der von Boileau erwähnte Dichter ist Marc Antoine Gerard Saint-Amant (1594—1660), den er auch sonst angreift; das Gedicht, in dem sich die getadelte Stelle befindet, Saint Amants Moise sauvé.

S. 62. „Die Feder, die es so gründlich bewiesen hat." Bodmer hat in einem der seinen Gedichten beigegebenen kritischen und litterarhistorischen Briefe Popes Homerübersetzung einer scharfen Kritik unterzogen, vgl. Gedichte, 2. Aufl., S. 155 ff. — Die Bemerkung über die Zugabe von Briefen bezieht sich auf die acht Briefe, welche Bodmers keuschem und erkanntem Joseph beigefügt sind und aus denen S. 64 f. eine Stelle citirt wird, die sich a. a. O. S. 126 findet. Nicolai erklärt also Bodmer selbst für den Verfasser, und es ist daher nur ironisch aufzufassen, wenn er S. 64 von einem „kritischen Freunde des Herrn Verfassers" spricht.

S. 65. „antediluvianisch." Der Ausdruck ist mit bestimmter Beziehung auf Wielands „Abhandlung von den Schönheiten des epischen Gedichtes der Noah", S. 15. verwendet worden.

S. 65 f. „Elihu“ Bodmer führt den epischen Sänger Elihu in Jakob und Rachel, S. 14, Wieland ihn am Anfang des „geprüften Abrahm“ ein.

S. 67. Der ganze Brief ist, wie er auch offen auf Wielands Abhandlung über den Noah Bezug nimmt (S. 62) voll von versteckten Anspielungen auf einzelne Stellen, gegen die polemisirt wird. Ähnliches kommt auch in späteren Briefen vor; so ist z. B. die Anmerkung zu S. 110. direkt gegen Wielands Abhandlung S. 38 gerichtet. Auch andre Behauptungen Wielands über den Hexameter (S. 39), über das Schicksal des Noah bei der Nachwelt (S. 7 ff.) werden von Nicolai wiederholt aufgegriffen und verspottet. Vgl. auch oben Anm. zu S. 1 und S. 61. „Worauf das Mädchen ziemlich leichtfertig antwortet: Ich bin der Sprache nicht kundig u. s. w.“ mit Wieland, Abhandlung, S. 50. „Auf diese Rede versetzte das Mädchen voll Unschuld: Ich bin u. s. w.“

S. 68. Die „Oden mit Melodieen“ sind herausgegeben von Ramler und Krause; die einzelnen Stücke der Sammlung sind mit Angabe der Verfasser und Komponisten aufgezählt von Schüddekopf, K. W. Ramler, 1886, S. 68—71. Görners Melodieen zu Hagedorns Liedern sind mir nicht zugänglich gewesen; auch vermag ich über Görners Leben keine näheren Angaben zu machen. Auch über den Lebenslauf des auf S. 69 genannten Carl August Thilo ist nicht viel mehr bekannt als daß Thilo um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Kopenhagen gelebt hat. Von seinen Kompositionen hat mir folgendes Heft vorgelegen: Oden mit Melodieen. Kopenhagen. o. J. Die Vorrede ist unterzeichnet: 1. Okt. 1754. Die Sammlung enthält 30 Lieder, unter denen sich jedoch kein Gottschedsches befindet; die Melodieen sind bedeutungslos.

S. 71. Remond; gemeint ist zweifellos Pierre Remond de Sainte-Albine. Die drei Übrigen sind bekannt.

S. 73. „nachdem kürzlich in der Schweiz eine neue Auflage seiner Gedichte besorget ist“ von Bodmer, Zürich. 1749.

S. 74. „Die Meisterstükke, die ein berühmter Mann“ u. s. w.; gemeint ist aller Wahrscheinlichkeit nach Kästner.

S. 77. Gottscheds Vorübungen liegen mir augenblicklich nur in der 3. Aufl. vor (1764), die aber bei der von Nicolai citirten Stelle keine Aenderungen aufweist; S. 220. Nach einer genauen Prüfung der in den Vorübungen enthaltenen Musterstücke bin ich zu dem Resultat gekommen,

daß sie sämmtlich, also auch die Briefe, von Gottsched selbst herrühren (bemerkenswerth ist die S. 167 ff. abgedruckte Rede Widerlegung der Geschichte vom großen Schwarzkünstler, D. Faust, in welcher Gottsched eine auch für seine Zeit auffallende Unkenntniß über den historischen Faust an den Tag legt, die indessen vielleicht im polemischen Interesse erheuchelt ist). — Die Briefstelle nun zeigt uns Gottscheds Verhalten in Sachen des neologischen Wörterbuchs in recht zweifelhaftem Lichte. Er war offenbar, nachdem er die ersten Anwandlungen von Bedenklichkeit überwunden, entschlossen, mit allen Kräften für das Buch einzutreten. Als aber dann der allgemeine Entrüstungssturm losbrach, hielt er es für vorsichtiger, sich zurückzuziehen und hat die oben S. VI. erwähnte Erklärung augenscheinlich vor sich selbst damit gerechtfertigt, daß er ja in der That zuerst mit dem neologischen Wörterbuche nicht zufrieden war. Jedenfalls spricht sein Auftreten in diesem Falle weder für seine innere Wahrhaftigkeit noch für seinen Muth.

S. 80. Die Bemerkung über Lessing bezieht sich auf Lessings bekannte Recension des neologischen Wörterbuches, Lachmann-Muncker V, 422.

S. 81. „Einer dieser Herren". Die Stelle, auf welche hingedeutet wird, findet sich nicht im Gniffel, sondern in Schönaichs: Erläuterungen über die ganze Aesthetik in einer Nuß, in einigen Briefen den Liebhabern der neuen ästhetischen Schreib- und Dichtungsart mitgetheilet. Frey-Singen. 1755. S. 93. „Sie müsten, mein Herr! ein Fremdling in der Dichtkunst seyn, wenn Ihnen einer unserer berühmtesten Fabeldichter, und der Beyfall, womit man ihn gleichsam überschüttet, unbekannt wäre." Die Kritik des in der Anmerkung erwähnten Buches: Einige Versuche nach den schönen Vorschriften des berühmten Herrn Professor Gellerts in Leipzig schreiben zu lernen. Leipzig. 1754. ebenda S. 94—101.

S. 86. Das Citat aus Boileau, Art poetique, chant III, 359. Z. 6 hat Nicolai ebenfalls avare, was in bizarre gebessert ist.

S. 87. Das in der Anmerkung citirte Buch: Johann Traugott Schulze (1731—1755). „Über die Frage: Welche von beyden vorzüglicher sind, die Alten oder die Neuern? ein Glückwünschungsschreiben. Leipzig. 1754. 4°.

S. 88. Das in der Anmerkung citirte Buch: Progrès des Allemands dans les sciences, les belles lettres et les arts, particulièrement dans la poesie et l'éloquence. — Sua

nomina cuique. Manil. Amsterdam. 1752. 411 S.S. 8°. Der Verfasser des anonym erschienenen Buches war Jakob Friedrich Freiherr von Bielfeld, geb. 31. März 1717, st. 5. April 1770. Die Stelle, die Nicolai citirt, S. 297. Bielfeld spricht von den Stücken in der Schönemannschen Schaubühne und in der deutschen Schaubühne: il est dommage que les auteurs de ces comédies avec le beau génie qu'ils ont, n'aient pas voulu etudier un peu plus la nature et molière. Der dem deutschen Drama gewidmete Theil von Bielfelds Buch ist übrigens von Eckhof ins Deutsche übersetzt worden und in Reichards Theaterjournal, 1780 Stück 14, S. 19—40 abgedruckt.

S. 90. Peter Stüve übersetzte aus Racine, Voltaire und Th. Corneille — Elias Schlegels Vorrede jetzt bequem zugänglich in Antoniewicz Ausg. von Schlegels ästhetischen und dramaturgischen Schriften, 1887, S. 167 ff.

S. 91. „Daß Gottsched . . . Deutschland zu vier Originalstükken Glükk wünschet," gemeint ist Gottscheds Recension von Schönaichs Versuch in der tragischen Dichtkunst: Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, 1755, S. 53 ff., die mit folgenden Worten schließt: (S. 63 f.) „Wir freuen uns, daß die deutsche Schaubühne wieder mit vier schönen Stücken bereichert worden. Sie wird viel mehr Zierde und Hoheit erlangen, wenn sie diese Originalstücke aufführen wird, als wenn sie eine Menge schlechter Uebersetzungen, zumal wie sie itzo Mode werden, aus dem Englischen vorstellet: die nur das Theater in die alte Verwirrung wieder stürzen, daraus es seit 24 und mehr Jahren mit so vieler Mühe war gerissen worden."

S. 92. Pradon und Boyer sind bekannt, ebenso Michel Leclerc (1622—91), namentlich durch seine Iphigenie und mehr noch durch das von ihr hervorgerufene Epigramm Racines.

S. 93. Lessings Plan, von dem wir nur durch diese Stelle Kunde erhalten, ist bekanntlich nicht ausgeführt worden. — Die beiden von Nicolai angeführten recht unbedeutenden Aufsätze stehen: Neue Erweiterungen des Erkenntnisses und Vergnügens, Frankfurt und Leipzig 1754, S. 212 ff. S. 406 ff.

S. 97. Die Anzeige von Müllers Vorschlag in den Göttingischen gelehrten Anzeigen, 1754, Bd. II, S. 1309 ff.

S. 104. Bouheurs; gemeint ist Dominique Bouhours (1628—1702).

S. 107 f. Die Kern- und Gleichnißreden in Gottscheds Sprachkunst, S. 512—16; ein Verzeichniß von Sprichwörtern ebenda, S. 517—28. Es braucht wohl nicht darauf hingewiesen zu werden, daß Nicolais Urtheil über diese Bestrebungen Gottscheds ebenso ungerecht ist wie das in der Anm. zu S. 107 gefällte Verdikt über den Nöthigen Vorrath.

S. 113. Z. 2 v. u. Bodmer: Der Parcival, ein Gedicht in Wolframs von Eschilbach Denkart. Zürich. 1753. Die Colombona. Zyrich. 1753.

S. 117. Die beiden Zeilen aus dem Noah, II, 474 f.

S. 120. Der sechste Theil von Trillers poetischen Betrachtungen erschien erst 1755. Die Bemerkung über den Nutzen bezieht sich einerseits auf die religiöse Tendenz, mit der Triller in Brockes Sinn Gegenstände aus der Natur, aber auch aus der Sittenlehre behandelt hat, andererseits auf die zahlreichen naturwissenschaftlichen Beschreibungen, die er in seinen prosaischen Reimereien gegeben hat.

S. 125. Racine; gemeint ist selbstverständlich Louis Racine.

S. 129 Anm. 1. Die Bemerkungen in der Lettre sur le theatre anglais, die Nicolai im Auge hat, namentlich, S. 1—8.

S. 130. Bielefeld, s. u. Anm. zu S. 88. — V. B. v. Tscharner (1728—1778) übersetzte die Alpen und andre Hallersche Gedichte ins Französische. Ueber Pohlmann vermag ich keine näheren Angaben zu machen.

S. 131. Die Uebersetzung des Frühling rührt von Nicolai selbst her, vgl. Göcking, Friedrich Nicolais Leben und litterarischer Nachlaß, S. 15.

S. 135. Die Angriffe, die Boileau, namentlich in seinen Satiren gegen Quinault gerichtet hat, sind bekannt.

S. 141. 1724 kam Gottsched nach Leipzig.

S. 142. Krause, gemeint ist der Berliner Joh. Victor Krause.

S. 142. Gottlieb Siegmund Corvinus, Amaranthes (1677—1746) Samuel Seidel (1698—1755.)

S. 151. „Der Wurmsamen"; grade Triller als den unbegabtesten und prosaischten Geistesverwandten Gottscheds (vgl. auch unten S. 153 die „äsopischen Fabeln") stellt Nicolai mit besonderem Behagen neben die Schweizer; der schon S. 119 ff. ausgeführte Gedanke kommt dadurch, daß hier auf eine Parodie der seraphischen Dichtung Bezug genommen wird, mit besonderer Schärfe zum Ausdruck.

Nicolais Bruder Gottlob Samuel hat den Briefen eine Vorrede beigegeben, die 27 unpaginirte Seiten umfaßt und zwischen die von Friedrich Nicolai herrührenden Stücke: Zueignungsschrift an die Nachwelt und Nachricht eingeschoben ist. Die Vorrede vertheidigt die Berechtigung der Aesthetik als Wissenschaft und weist einige wider die Aesthetik erhobene Einwände als unberechtigt zurück. Für die Geschichte der Aesthetik kommt der Einleitung daher gewiß Bedeutung zu; für unsere Briefe dagegen hat sie nirgends irgendwelche Wichtigkeit, zumal sie in ihrem Haupttheil inhaltlich gar keine Berührungspunkte zu den Briefen aufweist und nur am Schluß durch eine Art von Gewaltsprung auf sie zu reden kommt. Wir haben uns daher für berechtigt gehalten, die Vorrede bei unserer Erneuerung auszuschließen. Ebenso haben wir es mit den zwischen Brief 9 und 10 eingeschobenen Epigrammen gehalten. Diese sind mit einer Ausnahme theils von Ewald von Kleist, theils von Johann Joachim Ewald verfaßt und in Sauers Ausgabe der Werke Kleists und in meinem Neudruck von Ewalds Sinngedichten (Berliner Neudrucke II, 4.) bequem zugänglich; ihr geringer poetischer Werth macht ohnedies eine Wiederholung unnöthig. Unbekannt ist der Verfasser des gegen Gottsched und seine Frau gerichteten Epigramms: Christoph und Adelgunde S. 98. Ich bin geneigt, in Nicolai selbst den Verfasser zu sehen, zumal ja auch in Ewalds Sammlungen Nicolai mit einigen Stücken vertreten ist; Hr. Prof. Sauer hält, wie er mir freundlich mittheilt, die Autorschaft Nicolais nicht für wahrscheinlich; da das Epigramm von Kleist sicher nicht herrührt, so bliebe nur noch Ewald übrig; und thatsächlich ist es ja nicht ganz unmöglich, daß Ewald das Stück verfaßt und dann in seine Sammlung nicht aufgenommen hat.

Das Original umfaßt 22 unpaginirte Blätter, die Nicolais Zueignungsschrift an die Nachwelt, die Vorrede G. S. Nicolai's, die Nachricht, die Inhaltsangabe und ein Druckfehlerverzeichniß enthalten; hierauf folgen die Briefe 205 S.S. kl. 8.

* * *

Die Herstellung des Textes bot mannigfache Schwierigkeiten. Nicolais Briefe sind außerordentlich nachlässig gedruckt, und sowohl Orthographie als Interpunktion legen von großer Willkür Zeugniß ab. Es ist aber in den meisten Fällen sehr schwer zu entscheiden, ob man

es mit einem Druckfehler oder mit einer dem jungen Nicolai eigenthümlichen Schreibart zu thun hat. Daß in solchen zweifelhaften Fällen die ungefähr gleichzeitigen Schriften, namentlich die „Untersuchung, ob Milton u. s. w.“, weniger die Abhandlung vom Trauerspiele sorgfältig geprüft und zur Entscheidung herbeigezogen sind, versteht sich von selbst. Aber auch sie boten nur sehr selten auf die Fragen, die sich ergaben, eine einigermaßen sichere Auskunft. Verhältnißmäßig am einfachsten läßt sich noch die Interpunktion behandeln. Der junge Nicolai vertritt in dieser Beziehung eine Richtung, der wir im achtzehnten Jahrhundert häufig begegnen und die im Wesentlichen darauf hinausgeht, durch recht häufige Verwendung der Interpunktionszeichen die einzelnen Satzglieder möglichst deutlich erkennen zu lassen und einzelne Wörter besonders hervorzuheben. Aus der Thatsache, daß das logische Verhältniß der einzelnen Satzglieder zu einander im 18. Jahrhundert vielfach anders aufgefaßt wurde als jetzt, erklärt es sich, daß Interpunktionen häufig an Stellen verwendet werden, wo sie nach unserem Gesichte durchaus nicht stehen dürften; auch das umgekehrte Verhältniß ist zuweilen zu beobachten. Deshalb ist Nicolais Interpunktion im Wesentlichen beibehalten, und nur wo ein Versehen mit Sicherheit festgestellt werden konnte, ist eine Umstellung oder Ergänzung vorgenommen worden. Etwas weniger konservativ konnte bei der Behandlung der Orthographie vorgegangen werden; doch war nicht daran zu denken, die zahlreichen Inkonsequenzen und Schwankungen der Schreibart zu beseitigen, zumal dieses Schwanken unzweifelhaft Nicolai eigenthümlich gewesen ist; nur wenn beispielsweise unmittelbar nebeneinander als Anrede: Ihr und ihr verwendet worden ist, ist die Schreibung in unserem Sinne ausgeglichen worden. Eine solche Ausgleichung aber überall herbeizuführen, hielt sich der Herausgeber nach der Beschaffenheit des vorliegenden Textes nicht für berechtigt. Durchweg geändert ist nur das sehr häufig vorkommende ui in ue, weil diese Vertauschung offenbar dem Drucker zur Last fällt. — Die Schwankungen bei der Verwendung des starken Adjektivs nach dem Artikel und anderen Wörtern, die jetzt die schwache Form fordern, zu beseitigen, war der Herausgeber selbstverständlich ebensowenig berechtigt wie den häufigen Gebrauch des Dativs für den Akkusativ und umgekehrt. Auch hier sind die Fälle immer einzeln geprüft worden, und gebessert ist nur da, wo ein Druckfehler mit einiger Sicherheit angenommen werden konnte.

Die fremdsprachlichen Stellen sind, namentlich was Interpunktion und Accente betrifft, genau nach Nicolais Schreibart wiedergegeben, da Nicolai bei der Schreibung dieser Stücke mit einer gewissen Gleichmäßigkeit verfährt.

Im Einzelnen wurden folgende Lesarten verändert: S. 4; 12 v. u. f. G. S. 8, 4. zu. 13, 8. Camut. 17, 19. den. 17, 25. andace. 18, 3. noch. 18, 5. Pasteln. 20, 15. erwegen. 24, 10. euch. 24, 15. untere; die Aenderung ist erfolgt mit Rücksicht auf das in Z. 16 folgende obern. 28, 5. v. u. nach Künstelein schliessen kann ergänzt. 33, 1. einer. 34, 14. Selen. 35, 4. v. u. werden. 36, 12. welcher. 38, 8. ein. 38, 20. Epodon. 38, 26. haben. 38, 27. Geschmak. 43, 4. preismatisch. 45, 13. v. u. ihren. 46, 11. das zweite: der ergänzt. 47, 14. Charaktern. 48, 2. Pharsalie. 50, 7. vor sie Sie ergänzt. 51, 10. einem. 52, 8. er nach welches gestrichen. 57, 11. vortreflichkeit. 58, 8. v. u. geschlossen. 59, 12. v. u. nach bezeichnete Sache ergänzt. 60, 13. nach gewesen sein ergänzt. 62, 8. v. u. seinem. 62, 1. hebreu. 62, 4. caillon. 56, 14. eine. 65, 14. v. u. eine. 65, 14. dieser. 67, 3. Ihrer. 67, 7. Geschichten. 67, 10. zu vor erstiegen gestrichen. 82, 5. es. 83, 10. dem. 83, 11. Vorfall. 92, 10. v. u. of vor or getilgt. 92, 8. v. u. Rehearsel. 94, 6. werden nach verdorben ergänzt. 97, 15. den. 98, 12. derienigen. 98, 13. v. u. ihrer. 100, 18. das. 101, 17. dürfte. 104, 4. sei. 104, 13. v. u. Unsern. 104, 4. v. u. den. 105, 3. welche. 105, 7. ihnen. 106, 17. sich nach es gestrichen. 111, 4. v. u. vertheitiget. 112, 3. nach mag es ergänzt. 117, 9. v. u. Geschichte. 117, v. u. dieselbe. 118, 5. bewiesen. 118, 13. v. u. dieselbe. 118, 1. v. u. ihm. 120, 7. v. u. Odyssen. 121, 13. müsse. 123, 13. v. u. uninteressenden. 124, 8. einem. 124, 11. v. u. gehärnten. 124, 2. v. u. seliger. 127, 7. zu einem für einen. 131, 5. v. u. ektended. 133, 3. v. u. unsere. 134, 10. sie. 137, 11. v. u. nach verächtlich er ergänzt. 138, 14. v. u. erhoben. 138, 8. v. u. dem. 140, 14. sie. 145, 14. den. 146, 7. nach Feuers haben erg. S. 151, 13. Nicolai schreibt Antidiluvianer; es ist an dieser Stelle gebessert worden, während S. 65, Z. 3 v. u. antidiluvianisch stehen geblieben ist.

Interpunktionsveränderungen sind an folgenden Stellen vorgenommen worden: 12, 5. v. u. 20, 6. v. u. 54, 14. 57, 11. v. u. 60, 6. 83, 13. v. u. 102, 7. 104, 2. v. u. 104, 1. v. u. 110, 3. 115, 11. v. u. 127, 7. v. u. 135, 11. v. u. 148, 12. v. u.

Im Einzelnen ist zur Textgestaltung noch zu bemerken: die verkehrte Konstruktion S. 20, 2. „der seinen kleinen Körper fähig ist“ fällt offenbar Nicolai und nicht dem Drucker zur Last. 16, 2. für entzücken mit dem Dativ habe ich zwar sonst kein Beispiel gefunden, hielt aber eine Aenderung nicht für zulässig. Ebenso bei 78, 10. den Mißfallen (mhd. der misseval, der miszvalle). 143, 17. ist die Verhältniß durch das darauf folgende die gesichert.

An Abkürzungen werden namentlich gebraucht: P (für Professor), B (für Baron), kr. D. (für kritische Dichtkunst), i. fr. N. (für: im fremden Namen) und N. D. A. G. (für das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit). G. (für Gottsched) und v. S. (für Schönaich).

Georg Ellinger.

Briefe

über

den itzigen Zustand

der schönen

Wissenschaften

in

Deutschland,

corrige ſodes,

hoc dicet et hoc

mit einer Vorrede

von

Gottlob Samuel Nicolai,

ordentlichem Professor der Philosophie in

Frankfurt an der Oder.

Berlin,

bey Johann Christian Kleyb,

1755.

Zueignungsschrift

an

die Nachwelt.

Madame!

Ihr werdet von dem Chore der Schriftsteller so sehr verehret, und so ofte angerufen, daß man zweifeln möchte, ob Ihr eine Königinn, oder eine Göttinn wäret, ich habe es aber dennoch gewaget, Euch einen menschlichen Titel beizulegen, weil ich finde, daß die Götter alles wissen, und daß Ihr so viel mit den Königen hienieden gemein habt, daß Ihr, wie sie, von den Büchern, die man Euch dediciret, selten etwas erfahret. Dieses Schikksal ist so algemein, daß ich die Behutsamkeit des Philosophen nicht mißbilligen kann, der Euch sein Buch, gleich einem Prima-Wechsel unter dem Bedinge zugeeignet hat, wann es Euch zu Gesichte kommen solte. Ohne so behutsam zu sein, als er, dedicire ich Euch mein Buch unter gleichen Umständen. Wann Euch sein Buch zu Gesichte kommen wird, so werdet Ihr von den metaphysischen Streitigkeiten, die es abhandelt, so wenig wissen, als von dem Hermann, dem Versuche von Trauerspielen, dem Joseph, tragischen und epischen

Geschlechts, dem gepryften Abraham, und dem wohlverdienten Köhler. Mein Philosoph verlanget von Euch, daß Ihr untersuchen solt, ob nicht vielleicht sein Buch daran Schuld sein könnte, daß Ihr einige Irrthümer weniger hättet. Ich verlange nicht so viel von Euch; Wann Euch mein und sein Buch zu Gesichte kommen solte, so könnet Ihr sie ansehen, als einen alten Stoß Akten, von abgethanenen Processen, die man zuweilen durchlieset, um sich in dem Stilo curiae zu üben. Ich bin

Madame

Euer

demüthigster Diener

Der Herausgeber.

Nachricht.

Die Verfasser dieser Briefe, wünschen mit einem berühmten Schrifftsteller, daß man dasjenige, was sie darin vortragen, als Vorstellungen patriotischer Bürger ansehen möge, die die Fehler vergangener Zeiten, aufdekken und auseinander sezzen, um die Republik, von der sie Mitglieder sind, zu dem Endschluß zu bringen, denselben in den künftigen Zeiten abzuhelfen. Solten sie zuweilen in dem Ton eines Gesezgebers gesprochen haben, so bitten sie, dieses nicht dahin zu deuten, als wann sie sich dünkten, Gesezgeber zu sein. Sie sind von einem so hohen Grad des Eigendünkels weit entfernet, und sie ersuchen die Leser, lieber auf die vorgetragene Sachen, als auf die Art sie vorzutragen, ihre Aufmerksamkeit zu richten: Die wenigen Anmerkungen, rühren von dem Herausgeber her, der sie hinzugethan hat, um Sachen auf die in den Briefen angespielet wird, näher zu erklären, oder vorgetragene Meinungen noch mehr zu bestärken.

Inhalt.

Der eilfte Brief:

Von der Schaubühne der Deutschen.

Der zwölfte Brief:

Von den deutschen Gesellschafften, nebst einer Beurtheilung des Vorschlags zu einem deutschen Wörterbuche, den der Hr. Prof. Müller gethan hat.

Der dreizehnte Brief:

Von der Sorge für die Reinigkeit und die Verbesserung der deutschen Sprache; Ob wir klaßische Schriftsteller haben?

Der vierzehnte Brief:

Antwort auf den siebenten Brief, von den schweizerischen epischen Gedichten.

Der fünfzehnte Brief:

Antwort auf den vorigen, und Anmerkungen über des Herrn J. G. S. Gedanken von dem vorzüglichen Werthe der epischen Gedichte des Hrn. Bodmers.

Der sechzehnte Brief:

Antwort auf den vierten Brief, von der Ausländer Kenntniß der deutschen Literatur; Nebst einer Probe einer engländischen Uebersezzung des Gedichts der Frühling.

Der siebzehnte Brief:

Daß die schärfste Kritik, zu der Aufnahme der schönen Wissenschafften, unumgänglich nothwendig sei.

Der achtzehnte Brief:

Von den Mitteln, die schönen Wissenschaften in Deutschland zu befördern.

Der erste Brief.

Mein Herr!

Ihr Verlangen ist erfüllt! Hier haben Sie die meisten Briefe, die wir und unsere gemeinschaftliche Freunde von verschiedenen Dingen, die den izigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland betreffen, miteinander gewechselt haben: hier haben Sie sie, ausser einigen kleinen Verbesserungen, so, wie sie gewesen sind, und was das vornehmste ist, hier haben Sie sie gedrukkt: Dis ist ohne Zweifel mehr als Sie verlanget hatten; Da ich ihre Bescheidenheit kenne, (denn ein jeder, an den man eine Art von Zueignungsschrift schreibt, ist bescheiden,) so kan ich mir es vorstellen, daß Sie sich vielleicht ärgern werden, daß Sie in die Zahl der Schriftsteller gekommen sind, ohne selbst zu wissen wie; Aber Geduld, es ist einmahl geschehen, und zudem ist es auch eben nicht etwas so gar besonderes. Wenigstens zweien dritteln von den Schriftstellern, die von je her gelebet haben, haben ihre Freunde den Possen gespielt, daß sie derselben Werke, ohne der Verfasser Wissen, herausgegeben haben, und wann Sie die andere Wege noch dazu nehmen, durch die man zu der Ehre der Schriftstellerschaft gelangen kan, so werden Sie finden, daß kein Handwerk weniger gesperrt ist, als das Handwerk der Autoren.

— — — chacun à ce metier
peut perdre tant qu'il veut de l'encre et du papier.

Man lasse sich einmahl den Einfall einkommen, in diese Geselschaft zu treten, so braucht man weiter keine Ceremonien, als etwa in einer Vorrede, nach Handwerksgebrauch, Meister und Gesellen zu grüssen, und siehe es ist alles richtig.

Genug, meine Gründe müsten entweder gar nichts taugen, oder ihre Eigenliebe müste ihnen nicht zu Hülfe

kommen, wann Sie nicht izt schon überzeugt seyn solten, daß sie sich wegen ihrer Autorschaft weder zu wundern noch zu schämen haben. Vielleicht aber werden Sie diese Briefe, sonderlich diejenigen, die sich nicht von Ihnen herschreiben, nicht mit den Augen eines Autors, sondern mit den Augen eines strengen Kunstrichters betrachten. Vielleicht wird ihnen die Form, vielleicht der Inhalt, vielleicht die Ausarbeitung, vielleicht die Schreibart nicht gänzlich gefallen. „Warum legt er, werden Sie sagen, der Welt das vor, was gute Freunde, zu ihrem eigenen Unterricht und vielleicht bloß zu ihrer Ergözzung einander geschrieben haben; Will er Sachen für den Richterstuhl des Publici bringen, wer hat ihm die Erlaubniß gegeben mit diesem ehrwürdigen Richter in dem Ton eines guten Freundes gegen den andern, zu reden? Was für Nuzzen werden diese einzelne Abhandlungen, die ohne Ordnung, bald hiervon, bald davon handeln, stiften? hätte er nicht lieber aus dem Stoff, den ihm diese Briefe gegeben hätten, ein artig metaphysisch-ästhetisches Tractätgen schreiben können, worinnen doch wenigstens jeder Abschnitt in seine Paragraphen eingetheilet wäre.„ = = Sehen Sie, mein Herr, solche Einwürfe traue ich Ihnen zu, lesen Sie immer meine Vorläufige Antwort darauf; fallen Ihnen diese Einwürfe nicht ein, desto besser!

Ich weiß freylich nicht, ob alle meine Freunde mit der öffentlichen Herausgabe ihrer Briefe werden zufrieden sein; Wann sie sich aber der Säzze nicht schämen, die sie darin vorgetragen haben, so werden sie auch das Urtheil des Publici nicht fürchten dürfen, solte das Publicum aber finden, daß diese Säzze nicht so vorgetragen sind, als sie vorgetragen sein solten, so kan man den Verfassern aufs höchste nichts mehr vorwerfen, als daß sie an ihre gute Freunde nicht eben so geschrieben haben, als man an das Publicum schreiben muß; Der Ton dieser Briefe ist dadurch völlig entschuldiget; Ist jemand strafwürdig, so bin ich es,

weil ich diesen Briefen, die nicht für das Publicum geschrieben waren, die Einkleidung gelassen habe, die sie hatten; Aber, wie solte ich es machen? ich konte mich nicht entschlüssen, meiner Freunde Arbeiten nach meinem Gutbefinden zu ändern, und sie doch auf ihrer Rechnung lassen; ich weiß wohl daß es Leute giebt, denen auch kein Trinklied durch die Hände gehen kan, ohne daß sie etwas daran bessern solten, aber ich war hierzu zu gewissenhaft. Solte ich also aus den Meinungen meiner Freunde ein Lehrgebäude bauen, und es ganz auf meine Rechnung sezzen? Ich muß es Ihnen gestehen, ich war auch hierzu zu gewissenhaft, ob ich gleich das Beispiel grosser Männer für mich hätte anführen können, welche auch wohl auf die Gedanken anderer Gelehrten ein Lehrgebäude aufgeführet, und es sich zugeeignet haben. Zudem war meine Absicht bei der Herausgabe dieser Briefe nicht, ein Lehrgebäude, über den izigen Zustand der schönen Wissenschaften bey uns zu liefern, und konte es auch nicht sein. Meine Absicht war bloß, Gelegenheit zu der Bestreitung gewisser algemeiner Vorurtheile zu geben, die Aufmerksamkeit meiner Landesleute auf gewisse Gegenstände zu erwekken, auf die man bisher nicht genug acht gegeben hat, den Streitigkeiten über den Geschmakk einiges Licht zu geben, und die Leser zu vergnügen, ohne das Ansehen zu haben, daß man sie unterrichten wolle. Sie sehen daß dieses Vorhaben nicht lange alles in sich fasset, was bei der Bestimmung des izigen Zustandes der schönen Wissenschaften in Deutschland in Betrachtung gezogen werden müste, und daß es vielmehr gewisse Gegenstände ganz ausschlüsset; ich habe daher z. E. nicht nöthig gefunden, der Welt, die Briefe vorzulegen, worinnen unsere Freunde einander bloß die angenehmen Empfindungen mittheilten, die die besten Schriftsteller unserer Nation bei ihnen erreget hatten. Einen Haller, Hagedorn, Uz, Gellert, Klopstock gegen das Publicum loben wollen, heist auf dessen

Einsicht zu viel Mißtrauen sezzen; ich würde nichts neues hervor gebracht haben, und ie schwerer es ist grosse Geister zu loben, um desto matter würde ein Lob in den Ohren des Publici geklungen haben, das eigentlich nur zu einer Geschichte der Empfindungen des Lobenden bestimmet war; Ich laß also aus den Briefen, die ich vor mir hatte, diejenigen aus, die das Publicum interessiren konten, und warum hätte ich ihnen die Gestalt der Briefe nicht lassen sollen, die sich so wohl zu meinen Absichten schikkte? Wann ich bloß den Stoff zu Abhandlungen von dieser Art gehabt hätte, und die Einkleidung mir gänzlich überlassen gewesen wäre, so weiß ich nicht, ob ich nicht die Form der Briefe am ersten würde gewählet haben. Es ist das Schikſal starker Quartanten, und gründlich-trockener Schriften, daß sie wenig gelesen werden; Die Schriftsteller, die am meisten gelesen werden, sind ohne Zweifel die, die das Mittel gefunden haben, auf eine angenehme Art unordentlich und ohne Zusammenhang zu schreiben; Die Alten kleideten ihre Lehren in Gesänge und Fabeln ein, und man weiß, daß die Poesie eben nicht in dem Ruf ist, daß sie die Sachen nach mathematischer Ordnung vorträget. Nichts ist den Schriftstellern angenehmer, als nach Bequemlichkeit, und ohne sich an eine Ordnung zu binden, zu schreiben: Wie vielen Beifall hat nicht Bruyere auch bis auf unsere Zeiten mit seiner bequemen Art, einzelne Gedanken zusammen zu tragen, erhalten! Wie viel Briefschreiber von allen Arten hat man nicht von je her gehabt! Wie viel Briefe kan man nicht in Deutschland, nur seitdem Hr. Gellert seine Briefe heraus gegeben hat, zählen: Freundschaftliche Briefe, Briefe über die Handlung, Briefe über die gelehrte Historie, Briefe zur Vertheidigung wizziger Köpfe, satirische, critische, poetische, prosaische Briefe, Briefe κατ' ἐξοχην, und nun auch mit Ihrer Erlaubniß, Briefe über den Zustand der

schönen Wissenschaften. Die Neigung, zu der, wir sagen, wizzigen, die Philosophen aber sagen unordentlichen Schreibart, ist bey uns schon so gemein geworden, daß sie anfängt auszuarten, und eine neue Mode bedarf auch bei uns eben nicht viel Zeit, um übertrieben zu werden. Wann es also wahr ist, daß Deutschland den Geschmakk an der langsamen mathematischen Lehrart verlohren hat, und wann es unsere Landesleute, wie es einige wizzige Köpfe wünschen, glauben werden, daß Wolf ein Schwäzzer ist, der allezeit zwei Schritte zurük thut, um den dritten thun zu können, so ist es zu erwarten, daß man in den Schriften der Deutschen da Unordnung sehen wird, wo sie gar nicht hingehöret; vielleicht werden alsdann auch unordentliche philosophische Abhandlungen bei uns so gemein, als sie izt immer bei den Franzosen sein können, und als bei uns vor einiger Zeit Gedichte nach mathematischer Methode waren. Da es zu vermuthen stehet, daß wir uns mehrerer Wege bedienen werden, um ohne Ordnung zu schreiben, so ist nicht zu zweifeln, daß der berühmte Mann, der einen Band voll Träume herausgegeben hat, eben so häufig werde nachgeahmet werden, als derjenige, der zuerst auf die Gedanken gekommen ist, Briefe zu schreiben, die die ganze Welt lesen soll. Man kan leicht erachten, daß nicht alle zukünftige Traumschreiber so angenehm träumen werden, als Hr. Krüger, so wenig als alle Schreiber nach mathematischer Methode, so gründlich denken als Wolf; Sie werden vielmehr Träume für das beste Mittel halten hinzuschreiben, was ihnen in den Kopf komt, und ihre Gedanken werden eben so auf das Papier kommen, als in Hr. Krügers Träume eine unerwartete Ueberſezzung aus den Ceremonies religieuses de tous les peuples du monde, mag gekommen sein, nämlich im Traume. = = Aber wo gerathe ich hin! Ist es nicht eine verzweifelte Sache von der Unordnung zu schreiben; es gehet mir fast

wie jenem in der Komödie, der beim Coffeemahlen, die Kraft des Coffee die Frauen schwazzen zu machen, beschrieb, und selber darüber schwazhaftig genug ward, = = = Solte ich nun zu meinem Vorhaben zurük kehren? Nein, die folgende Briefe haben gegen Sie keine Vertheidigung weiter nöthig, und gegen andere werden sie sich vielleicht durch sich selbst vertheidigen: Ich werde im übrigen ja wohl so viel Recht haben, unordentlich zu sein, als die zukünftigen Traumschreiber, von denen ich eben geredet habe, oder Odendichter, die sich noch wohl der Unordnung rühmen. Ich habe Ihnen ohngefähr gesagt, was ich Ihnen habe sagen wollen, andere sagen es wohl nicht einmahl, und schreiben noch unordentlicher; Mag doch dieser Brief sein

velut amnis, imbres
quem ſuper notas aluere ripas.

F.

Der zweite Brief.

Mein Herr!

Ein abgelebter Autor ist wie eine alte Buhlerin; sie bemahlt sich mit Rosen und Lilien, die sie längst nicht mehr besessen hat, und thut spröde, troz dem jüngsten Mädgen = = ich weiß nicht ob diese Gedanken etwas mit dem Buche gemein haben, das ich Ihnen hierbei übersende; es ist des Herrn P. G. Auszug aus des Hrn. Batteux Abhandlung von dem einzigen Grundsazze der schönen Künste. Der Herr P. ist patriotisch, das ist ausgemacht, am allermeisten aber für seine Meinungen. Es läßt sich in der Vorrede gar lustig lesen, wann er meldet, daß er sie izt sogar durch einen heiligen Betrug fortzupflanzen gedenket. Da er nämlich wahrnimt, daß

man Dinge nicht mehr glauben will, die er den alten Griechen und Römern in den Mund leget, so meint er, man würde sie eher glauben, wann er sie einen Franzosen sagen liesse. Der theure Mann siehet es nur gar zu deutlich ein, daß die Deutschen ungehorsame Kinder sind, die sich an seine kr. D. gar nicht mehr kehren, und er will sie deshalb mit der Schrift eines Französischen Kunstrichters ankörnen, dann wie der Hr. P. (Vorr. S. 2) sagt:

pueris dant crustula blandi
doctores elementa ut velint discere primae.

Der Einfall ist verzweifelt listig; wie wird mancher nicht stuzzen, wann er höret, daß Batteux gelehret habe, man dürfe keine Biblische Heldengedichte machen, oder die Opern seien wider die gesunde Vernunft. Aber Batteux ist nun so vollkommen auf den deutschen Horizont eingerichtet, daß er alles saget, was ihm in den Mund geleget wird: Indem man das Mittel ergriffen hat, aus seinem Buche kurze Säzze zu ziehen, die gerade so viel enthalten, als der Hr. P. für den Geschmak seiner Landsleute für nöthig erachtet hat. Das Wenige also, was von seinem Texte übergeblieben ist, enthält die Brosamlein, die der liebreiche Hr. P. den unmündigen Deutschen hochgeneigt angedeihen lässet, und die Noten, ach! die vortreflichen Noten, enthalten die ersten Gründe der schönen Wissenschaften, die sich diese verzweifelte Knaben gar nicht wollen beibringen lassen. Der Herr P. siehet es mit Erbarmen an, wie sie so gerade in das Verderben des Geschmakks hinein rennen, und er erbietet sich dienstlich, sie wieder auf die Bahn zurükzuführen, von der sie durch einige neuere Verführer abgeleitet worden. Es gehet dem Hr. P. mit den Deutschen, wie der Henne, die junge Entchen ausgebrütet hatte, sie fliehen der Stiefmutter Stimme = = und wagen sich ohne Bedenken in die Wellen, zwischen denen der Hr. P. zu ertrinken befürchtet, = = nun kan er sich nicht enthalten aus patriotischen Eifer

wider diese Kühnheit zu rufen, und dieser Eifer verhindert ihn zu bemerken, daß die Natur diesen Waghälsen das verliehen hat, was sie ihm zu versagen für gut befunden hat. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß der Herr P. den Hr. Batteux auf den deutschen Horizont eingerichtet, und also an die Stelle der alten und neuern Ausländer, die B. zu Beispielen anführet, lauter ehrliche Deutsche gesezzet hat; = = = Wie viel gewinnet der Ruhm Deutschlandes nicht bei dieser Vergleichung! haben sie eine Henriade, so haben wir einen Hermann,*) haben sie einen Cid, eine Berenice, eine Iphigenia, einen Cinna, so haben wir: welche Wörter! einen Agis, Panthea, Aurelius, Cato, Darius; haben sie nur einen la Fontaine, so haben wir zwei, nämlich den grossen Stoppe und den berühmten Riederer,**) haben sie = = doch sie haben nichts = =

Der grosse Duns,
Der unter uns
Viel grosse Geister findet;

hat mit diesen deutschen Kerzen alle ausländische Sonnen verdunkelt.

Und es ist nun ausgemacht, daß die Franzosen den Deutschen nicht das Wasser reichen können, da die genannten grossen Geister und berühmten poetische Werke unter den Deutschen ihren Ursprung genommen haben. Ich, der ich auch ein kleiner deutscher Patriot bin, freue mich über die Entdeckung so vieler vortreflicher Deutschen, die ich sonst kaum gekannt hätte; insbesondere ist mir die Ankündigung

*) Dem geneigten Leser dienet zur Nachricht, daß dis ein Heldengedicht in zwölf Büchern ist. Das Trauerspiel Hermann gehöret nicht hieher, weil es nebst dem Canut dem Herrn P. gar zu spruchreich ist, s. S. 123 des Auszugs aus Batteux.

**) Man wird es ohne Zweifel sehr billig finden, daß der Herr P. diesen beiden berühmten Fabeldichtern ein paar Leute, Nahmens Hagedorn und Gellert nicht hat beifügen wollen, weil man leicht einsehen kan, daß sie nicht in eine Classe mit ihnen gehören; ausserdem haben diese Dichter, wie bekannt ist, die Ehre, dem Hrn. P. nicht gänzlich zu gefallen, und haben also alle Hofnung verlohren, durch ihn der Nachwelt bekannt zu werden.

eines deutschen Horazes, nämlich des Hrn. v. Brück, sehr merkwürdig, von dem ich noch gar nichts gehöret hatte, weil ich in den Schriften der Leipziger deutschen Gesellschaft nicht sonderlich belesen bin, wo seine Gedanken über die Dichtkunst gedrukkt zu finden sind. Eine kleine Probe kan nicht schaden; Exempla illustrant: S. 33. stehet der Saz des Hrn. Batteux: „Kein Eigensinn, sondern das wesentliche Gute und Schöne leitet ihn, (den Geschmack) dis gefällt ihm, es komme nun von der Natur oder der Kunst.„ Zu dessen Erläuterung führet der Hr. G. die folgende Verse des Hrn. v. B. an:

Allein es fehlet oft an Augen und Gehöre:
Der Frösche Laut beschämt bei dir die Nachtigall;
Ein heischrer Eselschrei gleicht dem Trompetenschall,
Zwar Melchers Hanß von Gautsch verlacht die Virtuosen,
Als kläng ihr Lautenspiel wie nasse Leinwandhosen,
Wann aber Meister Trinks ein Leierstükchen geigt,
Da sieht man wie er gleich ein Bein ums andre beugt:
Was machts? sein rauhes Ohr ist ungeschikkt gewöhnet,
Drum wird von ihm alsdann der zarte Ton verhönet.

Sind wir nicht brave Leute, wir Deutschen? = = doch genug, ich will Ihnen den lustigen Zeitvertreib, das Buch selbst durchzulesen, nicht verderben. Sie wissen, daß der Hr. P. sich immer selbst gleich ist, und also werden sie gar nicht zweifeln, daß sein Buch eben so lustig ist, als ein extra lustiges Nachspiel, bei dem sich Hr. Schuch von dem Zwange erholet, den er sich bei einer Alzire oder einem Canut, angethan hat. Aber darüber werden sie sich doch wundern, daß

Der Preuße, welcher erst die Deutschen deutsch gelehrt,
Von welchem Leipzig nie ein falsches Wort gehört,
Er spräche denn Latein,

so oft wider seine eigene Grammatik sündiget, = = doch es werden wohl Drukfehler sein; machen Sie mir ia keine Kreuze an den Rand. Ich bin 2c.

Dritter Brief.

Liebenswürdiger Freund!

Ich weis Sie sind mit mir überzeuget, daß alle Arten der schönen Künste auf eine so ähnliche Art auf uns wirken, daß ein bei den Schönheiten der einen empfindliches Herz bei den Schönheiten der übrigen unmöglich kalt bleiben kan. Ein Geschmakk, den gleichsam nur gewisse Aussichten des Reichs der schönen Wissenschaften vergnügen, muß gewiß unvollkommen sein; Eine mäßige Kenntniß der ersten Gründe einer jeden Kunst, und der Art und Weise ihrer Wirkungen; die durch eine öftere Gemeinschaft mit ihren Werken, sowohl erlanget, als auch glücklich ersezzet wird, sezzet einen jeden Liebhaber in den Stand, ihre Schönheiten lebhaft zu empfinden, und richtig zu beurtheilen; und dis ist genug für einen Liebhaber, = = = Aber wie viel mehr fordert man von einen Kunstrichter, der billig den ganzen Umfang der schönen Wissenschaften einsehen solte; und wie viel mehr kan man nicht von ihm fordern, wann er wirklich unternimt, den ganzen Umfang der schönen Wissenschaften zu untersuchen, = = wie verwegen ist also nicht ein solches Unternehmen, wann dem Kunstrichter sogar das fehlet, was man von einem jeden Liebhaber der schönen Künste verlangen kan; Kan man wohl zu bitter über einen Mann spotten, der bis auf die Kunstwörter der Kunst unwissend ist, über die er mit der grösten Dreistigkeit urtheilet; der mit einer pedantischen Ernsthaftigkeit alle Künste zu Dienerinnen einer einzigen machen will, von der sie liebenswürdige Schwestern sind, der sowohl die Regeln als die Wirkungen einer Kunst in der andern suchet und fordert, und mit einer dictatorischen Amtsmine, von Dingen, die er nicht verstehet, spricht, als wann er sie verstünde! Kan etwas lächerlicher sein, als ein Mann, der Meister in

der Musik und Mahlerei, wegen eingebildeter Fehler, zur Rechenschaft ziehen will? obgleich ieder angehender Zeichner oder Chorsänger auf jeder Seite seiner Schrift die tiefste Unwissenheit der ersten Gründe dieser Künste bemerken, und die lächerlichsten Schnizzer entdekken muß, = = Aber genug = = Wollen Sie ein Exempel eines wichtigen Vorhabens, das recht herzlich schlecht ausgeführet ist, so nehmen Sie des Hrn. P. Gottscheds Auszug aus Hrn. Batteux schönen Künsten zur Hand, den er kürzlich zum Gebrauch seiner Vorlesungen hat drukken lassen, und wollen Sie das genaueste Beispiel von allen den paradoxen Eigenschaften eines Kunstrichters haben, von dem ich oben geredet habe, so lesen Sie insbesondere etwa den Abschnitt von der Musik und dem Tanzen. Doch ich will Ihnen einige Mühe ersparen, und Ihnen nur einen kleinen Vorschmakk davon geben.

Könten Sie sich wohl vorstellen, daß der Hr. P. einen Saz mit der grösten Ernsthaftigkeit behauptet, den sich wohl kein vernünftiger Mensch einfallen lassen kan, der nur ein gutes Instrumentalstük gut hat aufführen hören, und der nicht zu allen Empfindungen musikalischer Schönheiten verwahrloset ist, nämlich daß die Musik ohne untergelegte Texte gar nichts ausdrükke, und unverständlich sei, folglich auch keine Leidenschaften erregen könne, folglich auch zu allen den Wirkungen, die man ihr sonst zuschreibet, ungeschikt sei, und daß die Worte des Dichters erst erklären müssen, was der Componist sagen will. Ich kan diesen herrlichen Saz ohnmöglich so nachdrükklich ausdrukken, als der Hr. P. ich will Ihnen daher einige von seinen Ausdrükken abschreiben. „Wie klug, sagt er: thäten doch alle Componisten, wann sie nicht so gerne allein gingen, sondern fleißig poetische Sachen zum Grunde legten, die sie mit ihren Noten begleiten könten. Da würden sie selbst und ihre Zuhörer, doch besser wissen, was ihr

ausgeschütteter Sack voll Noten bedeuten solte: = = Die Musik ist nur zu Unterstüzzung und Verschönerung der Poesie erfunden worden, und muß ihr also als Aufwärterin zur Seiten gehen, nicht aber für sich alleine als eine Fürstin prangen, = = Die Musik ist gleichsam unbeseelet und unverständlich, wann sie sich nicht an Worte hält, die gleichsam für sie reden müssen, damit man wisse, was sie haben will, = = Die Musik ohne Text, oder Tanz, ist nur ein todtes Ding, ein Körper ohne Geist, = = Wer würde sich wohl aus den besten Compositionen etwas nehmen können, das verständlich wäre, und die Seele beschäftigen könte!„ Ja der Hr. P. scheuet sich nicht, ohne alles Nachdenken und wider alle Erfahrung zu behaupten: „Daß keine Instrumentalmusik, auch von den besten Virtuosen, die Zuschauer vier oder fünf Stunden lang beschäftigen werde; und daß Concerte ohne Singstimmen wenig Beifall finden.„ Ein Saz der hier in Berlin wöchentlich, wenigstens viermal, durch die starke Besuchung der öffentlichen Concerte, widerleget wird; Der besondern Concerte nicht zu gedenken, die täglich von Freunden der Musik angestellet werden, und die die Spieler und Zuhörer wohl länger vergnügt beschäftigen, obgleich nicht eben allemahl die besten Virtuosen, sondern vielmehr nur Liebhaber, die Stimmen besezzen. Und mit Erlaubniß des Hrn. P. Was ist denn wohl die Oper? (deren Beifall in Berlin, Dreßden und andern Orten, er wohl nicht läugnen wird, sondern vielmehr darüber eifersüchtig zu sein scheinet.) Was ist denn die Oper für den grösten Theil der Zuschauer anders, als eine schöne Instrumentalmusik; wie viele von denselben verstehen wohl die Worte, und können sich also von denselben den Inhalt der Töne, erklären lassen; sind es die Worte oder die Töne, die der Zuschauer behält, wann ihm eine Aria entzükket? Es ist so sehr wahr, daß nicht die Worte

sondern die Musik den Beifall erhält, daß ein, auf italiänische Art, ohne musikalische Zierrathen, gesetzes Recitativ, wann auch die Poesie noch so erhaben und rührend wäre, den grösten Theil der Zuschauer nicht so stark rühret, als eine schöne Arie, wann sich gleich der Dichter in der leztern mit einem platten Gedanken, von irgend einem Schiffgen oder einer Mükke, die ums Licht flieget, herum tummelt: Man sezze zu dem obigen Recitativ, das die Zuhörer ganz kalt angehöret haben, wann es anders dazu geschikt ist, mehrere Instrumente, so werden die Worte durch die Töne auf das lebhafteste erkläret: Welchen Eindrukk machte nicht das schöne Accompagnement in der Oper Dido, welches ein Selbstgespräch des zweifelnden Aeneas enthält: Wie stark rührte nicht die mit Instrumenten begleitete Rede des Metellus in der Oper Sylla! Es ist wahr, daß die vortrefliche Poesie des erhabenen Verfassers dem Componisten besonders muste zu statten gekommen sein, und daß die unverbesserliche Action des Hrn. Porporino den lezten Strich zu dem schönsten Gemählde sezte; aber wie viel hatte das Vergnügen der Zuhörer nicht der Musik zu verdanken; Kan sich wohl ein, auch der italiänischen Sprache unkundiger Zuhörer, noch ohne eine Art von Enthusiasmus der Worte, erinnern?

Sai perchè il feci? perchè son Romano:
Perch'io credea te ſol l'orgoglio audace
Di reprimer capace
De' cittadini, che del lor potere
S'abbuſavano troppo, e di domare
Ogni noſtro nemico
Et tornar Roma al dolce ſtato antico
Si: finchè in Silla il gran vendicatore &c.

Welcher Zuhörer kan sich wohl bei der Rede des in der Oper Semiramis erscheinenden Geistes eines ehrfurchtsvollen Schauers erwehren = = eine in den kläglichsten

und ernsthaftesten Tönen mit einer ungewohnten niedrigen Baritonstimme abgesungene Rede, von Instrumenten, die in tiefen Baßtönen, nach Nachdenken erwekkenden Pausen, mit einer kurzen und nachdrukksvollen Harmonie einfallen, begleitet = = Der Zuhörer steht erstaunt, er vergißt, daß er Vergnügens wegen gekommen ist, und theilet willig das schaudernde Erstaunen, das sich in dem Angesichte eines ieden Spielers zeiget = = Wer rührte hier mehr, der Dichter oder der Musicus? Wen verstand der gröste Theil der Zuhörer am besten, und wen verstanden sie alle? Wie unverschämt kan also der Hr. P. sagen; daß da die Poesie einer Oper für sich allein bestehen könne, sie, wann sie von der Musik getrennet werde, „nur an derselben einen Zierrath verliere, der den Text unverständlich macht, durch die langen Recitative den Zuhörer ärgert, und durch die ewige Wiederholungen der Arien ärgert.„ Ist dis nicht ein abgeschmakkter Widerspruch mit dem vorhergehenden Sazze, daß die Musik nur zur Verschönerung der Poesie erfunden worden. Ich will nicht ein Wort verlieren um die elenden Beschuldigungen der langen Recitative und der wiederholten Arien abzulehnen, die schon so oft sind gemacht, und so oft widerleget worden sind; Wer aber der Sache nur ein wenig kundig, und dabei unpartheiisch ist, wird leicht einsehen, wie wenig der allergröste Haufe der Verfasser musikalischer Texte wünschen könne, daß die Musik von ihren Reimen getrennet werde, welche elende Geburten des Schuzzes wohlklingender Töne, gar ungemein nöthig haben; Kan man nicht den meisten italiänischen und deutschen Operndichtern mit Recht das zurufen, was Wernike schon Posteln zurief:

Man singt: Das Lied ist dein, und Keisers die Musik,
Der in des Stümpers Reim erweist ein Meisterstük,
Der mit dem Ton ersezzt, was den Verstand verrükket,
Und uns mit deinem Wahn und Aberwiz entzükket.

Der dir zu Nuz die Sinn' uns oft verwirrt gemacht,
Und deine falsche Münz im Klang hat angebracht:
Zudem so stehen dir drei Nymphen noch zur Seiten,
Die, was man nicht begreift, durch ihre Stimm ausdeuten;
O! wer ist so verstockt, der diesen Vers nicht schäzt,
Den Schönheit selber singt, und Kunst in Noten sezt!
Ich höre mit Begier die Klitemnestra singen,
Die durch Geberd und Stimm ins Herze weis zu dringen,
Die dein gebrechlich Lied durch ihren Schall beschirmt,
Und wie du die Vernunft, so sie den Himmel stürmt,
Die durch die Raserei des Schreibers Wahn beschönet,
Und dich, dem Neid zu Troz, zum Dichten singend krönet.
Die Jole folgt hernach die Aug und Ohr erfreut
Durch ihre sanfte Stimm und holde Sittsamkeit;
Die, weil ein Seufzer hier den andern lieblich jaget:
Des Dichters Wahnwiz mehr als Hylas Noth beklaget,
Und der so sehr nicht schmerzt der Dejaniren Schluß,
Als daß sie was du hast geschrieben, singen muß.
Zulezt kommt Adelind, die mit den süßten Freuden
(Hier stehl' ich dir den Vers,) ersezzen kan das Leiden,
Die ihre eigne Wort oft artiger anbringt,
Und sprechend mehr gefällt, als wann sie deine singt. ꝛc.

Ist nicht die Anlage und die Ausführung der meisten Opern so elend, daß man im eigentlichsten Verstande sagen kan, daß uns der Musikus mit dem Aberwizze des Dichters entzükke, gleichwohl finden sie Beifall, und es gehöret viel Unverschämtheit dazu, allen den Personen den guten Geschmakk abzusprechen, die sie mit Vergnügen anhören; es ist also sicher, daß dis Vergnügen nur bloß aus der Musik entspringet, und mit dem elenden Texte des Dichters gar nichts zu thun hat. Wir wollen einmahl nach des Hrn. P. Vorschlag, die Künste, die bei einer Oper gemeinschaftlich wirken, von einander trennen, und forschen, welche von allen für sich allein den grösten Eindrukk machen wird.

2*

Es lese uns also irgend ein Villati eine von seinen Opern mit aller der Energien vor, der seinen kleinen Körper fähig ist: Dann mich dünkt, man muß die Kunst des Schauspielers, von der Kunst des Dichters absondern, um richtig zu urtheilen; auch ein Cato gefällt, wann ihn Koch und Schönemann vorstellt = = oder dünkt dis iemand zu hart; gut, man geselle beide zusammen, und geselle noch die Verzierungen der Schaubühne, und was man will, dazu, = = iedermann der weis, daß die Einrichtung einer Oper, mit der Einrichtung eines Trauerspiels, nicht einerlei ist, wird finden, daß es an etwas fehle; Hier hat der Dichter mit Fleiß die mächtigste Leidenschaft in eine Arie, so zu sagen, gepreßt, damit bei den Wiederholungen, die die Leidenschaft natürlich macht, der Musikus seine Kunst anbringen, und das Ergözzen der Zuhörer verdoppeln könne; über diese ist der Schauspieler genöthiget ruhig hinwegzugehen, ohne den grösten Theil der Empfindungen erregen zu können, zu denen wiederholte Töne geschikkt gewesen sein würden = = Hier kommt ein Chor vor, der Glükwunsch eines Volks, oder das freudige Siegsgeschrei einer Armee, die Schauspieler sehen sich an, keiner weis, wer es sagen soll, man läßt es aus, = = = Ein Duett, ein Terzett, welches den feinsten Ausdrükken gewidmet war, wird übergangen, wie das gemeinste Recitativ, = = Man vergleiche das Vergnügen, der gesungenen Oper, mit dem Vergnügen der geredten Oper, und man sehe, wie viel man verliehret; wie viele matte Gedanken, die die Musik bedekt hätte, wie viel Gleichnisse, die die Musik erheben konte, und die izt unnatürlich scheinen, ausführliche Beschreibungen, bei denen der Musikus seine Kunst zeigen solte, und die izt langweilig werden, u. s. w; Und man beurtheile, ob die Musik ein unnüzzer Zierrath ist, der den Text unverständlich macht?

Lasset uns ferner die Tanzkunst betrachten, die nach dem Herrn P. so geschikt ist, sich auf der Bühne ohne

Worte, ia ohne die Reize der Muſik, zu zeigen. Es komme ein Denis, ein Luny auf die Bühne, und beluſtige uns mit den aufgewekteſten Erfindungen, zu denen ein Franzöſiſcher Wiz aufgelegt iſt. Man laſſe ihren Tanz begleiten, nicht etwa durch Virtuoſen, ſondern durch ein paar Spielleute, die das, was auf ihrem Notenpapiere ſtehet, getreulich, handfeſt und ohne Geſchmack, wegſpielen; Man laſſe die lebhaften und ſcherzenden Töne eines Seiffart oder Czarth weg, die ieder Geberde des Tänzers zu Hülfe kommen, und bei iedem Schritt den Zuhörer in die Leidenſchaft verſezzen, die der Tänzer ausdrükken ſoll; Man gebe den Spielleuten dafür eine Tanzmuſik, wann es anders eine Muſik zu nennen iſt, ſo wie ſie der Tanzmeiſter ſelbſt tact=mäßig=richtig, trokken und ohne Geſchmakk geſezzet hat; Wie unvollkommen wird nicht ieder Ausdrukk ſein! Man nehme vollends noch die Kleider, die Verzierungen der Schaubühne, man nehme einen Denis, eine Reggiana weg, wird alsdann wohl der vortreflichſte Tanz nur halb ſo lange, als die allermittelmäßigſte Inſtrumentalmuſik vergnügen können?

Die Muſik erſcheint, = = Würde ſie auch mit der Stimme und den Gebärden verknüpft vollkommener ſein, als von ihnen getrennt? Ja; denn es iſt eine Singemuſik, = = aber wird ſie für ſich allein auch ein ſchönes Ganze ausmachen? Ein Ganzes, das zu Ausdrükken, zu Erregung der Empfindungen, der Leidenſchaften, eben ſo geſchikkt, ia weit geſchikkter iſt, als die von ihr getrennten Worte und Gebärden für ſich allein? Ja! = = Man fängt mit einer frölichen Symphonie an; = = alles horcht! = = eine zufriedene Langſamkeit folgt auf die rauſchende Freude, die Stimmen ſcheinen miteinander zu ſprechen, ſie wiederholen ſich, = = doch verändert; ſie ſcheinen endlich in einer melancholiſchen Pauſe zu ſterben, = = ſchnell erheben, überraſchen die freudigſten Töne die Zuhörer, die in eine Art von Erſtaunen gerathen, = = Die Symphonie ſchweigt: Die

Recitativstimmen sind unter die Instrumentisten vertheilt, ein Benda, ein Czarth, ein Seiffart, ein Ried, ein v. S.*** sprechen weit declamatorischer, als so viele frostige Schauspieler, das ernsthafte Hautbois und die scherzende Flöte machen die Arien: verliehren wir wohl viel an der Stimme und den Worten des Sängers? = = Jede willige Leidenschaft folgt dem Griffe des Spielers.

Schon bebt die Angst auf seinen Saiten,
Gram, Unruh und Verzweiflung streiten,
Schwachzitternd folgt der matte Ton;
Ich fühl, ich fühl in Brust und Herzen
Halb ängstlich unbekannte Schmerzen;
Ein edles Mitleid rührt mich schon.
Zulezt hör ich die Unschuld siegen,
Die Freude stürmt in iedem Strich,
Und ieder Ton schallt vom Vergnügen,
Und ieder Ton begeistert mich.

Berauschet von Annehmlichkeiten,
Hör ich, wie er die hellen Saiten
Nachläßig und nur leicht berührt;
Jedoch, indem er scheint zu schweigen,
Entzükkt er durch ein schnelles Steigen,
Bis sterbend sich der Ton verliehrt:
Izt bleibt er schwebend zärtlich liegen,
Macht falsche Gänge; doch mit Fleiß,
Die er, den Hörer, zu betrügen,
Schnell, reizend zu verändern weiß.

Izt spielt er weit gelindre Triebe,
Die Zärtlichkeit, die reinste Liebe,
Die Furcht dehnt den langsamen Klang;
Die Töne wechseln, die bald beben,
Bald auf geschwinden Griffen schweben,
Bald ziehet sie der Zweifel lang:

Ich werde, ieden Ton zu fühlen,
Nicht zärtlich = = sondern ganz Gehör
Wer ist der Zaub'rer! = =

Ich weiß nicht, mein Herr, welche Entzükkung mich fortgerissen hat, die mich sogar von meinem Zwekke abzuführen scheinet? Aber ich gestehe es, es ist schwer, keine Satyre zu schreiben, wann man einen Mann so ungescheut Dinge behaupten siehet, die allen Regeln und Erfahrungen in den schönen Künsten widerstreiten, und eine der liebenswürdigsten Künste verachten siehet, weil er in ihren ersten Gründen unwissend und ungeschikt ist, ihre Schönheiten zu empfinden; Die Musik, die alle, die von der Geschichte der schönen Künste gehandelt haben, für die Mutter der Poesie halten, will der Hr. P. mit Gewalt zu ihrer Aufwärterin machen.

So modern pothecaries learn the art
By doctors bills to play the doctors part
Bold in the practice of mistaken rules
Apply, prescribe, and call their masters fools.

Es thut einem Mann, dem es nur daran gelegen ist, seine Hirngespinste zu behaupten, nichts, daß wir von den vortreflichen Wirkungen der Musik täglich die deutlichsten Beispiele haben, und daß sich ihre Eindrükke vorzüglich für allen andern schönen Künsten, auf alle Arten von Menschen erstrekken; Der Schäfer und der Fürst weihet sich ihren Reizungen.

Der Held gleich groß in Fried und Kriegen
Macht hier, nach Lorberreichen Zügen,
Sich von Regierungssorgen loß!
Hier auch muß ihn die Pracht verrathen!
Hier bleibt er, wie in Heldenthaten
Sich allzeit ähnlich, allzeit groß;
Hier müßt ihr Ihn nur einmal hören,
Ihr, die ihr niemals Reize fühlt,
Wann Er in G r a u n s erlesnen Chören
Mit Meistern um den Vorzug spielt.

Hier zwingt die Anmuth Seiner Flöten,
Den grösten Künstlern ein Erröthen,
Und iedem Herz und Beifall ab;
Schnell werdet ihr den Frost entfernen,
Schnell die Gleichgültigkeit verlernen,
Die euch den Haß zur Tonkunst gab;
Dann wird ein edler Zorn entbrennen,
Der nicht mehr fühlloß, dünkelfrei,
Euch zwinget rühmlich zu bekennen,
Daß auch die Tonkunst göttlich sei.

= = „Aber gleichwohl sind Töne nicht Worte„ gut, dis geben alle Vertheidiger der Musik zu; es ist ausgemacht, daß die Musik, nach der philosophischen Sprache zu reden, nicht deutliche, sondern nur klare Vorstellungen verursache, daß sie unmittelbar nur auf die untern Selenkräfte, und nur mittelbar auf die obern Kräfte wirke; aber indem man dieses zugiebt, so öffnet man der Musik das ganze Feld der Gemüthsbewegungen dieser Seile, wodurch alle menschliche Handlungen regieret werden, und bekennet, daß sie zu ihren Absichten keiner fremden Hülfe benöthigt ist; Es ist nichts destoweniger ausgemacht, daß in gewissen Fällen mehrere vereinte Künste vortrefliche Wirkungen herfürbringen können, und ein weiser Kunstrichter verbindet sie auf die vortheilhafteste Art, an statt sie zu trennen: So machen es Batteux, Pope und der Verf. der schönen Abhandlung von der musikalischen Poesie: Ich weis es nicht, ob der Hr. P. G. unter die Kunstrichter gehöret, die die gehörige Verbindung der Künste recht einsehen, er suchet sie nicht zu verschönern, sondern er wüthet in ihr Innerstes, und er verräth seine Unwissenheit nie auf eine lächerlichere Art, als wann er sich etwas weiter, als bis etwa auf eine Rhapsodie von einer historischen Kenntniß der Künste waget. Der harmonische Theil der Musik, und insbesondere die künstliche Verbindungen widrig

scheinender Töne, die zu den Ausdrükken der meisten Leidenschaften nöthig sind, haben die Ehre, ihm ganz besonders zu mißfallen: Er schreiet sie für unerträgliche Dinge aus; seine Beweise sind kurz und bündig: Der Hr. P. hat, wie er S. 209. des Auszugs sagt, „einen Hund gekannt, der bei allen*) Mißklängen einer Musik zu heulen angefangen hat„ = = Was brauchen wir nun weiter Zeugniß, daß alle Dißonanzen den Teufel nichts taugen; und unser weiser Hr. P. widerräth sie deswegen den Componisten in allen Ernst, dann, sagt er: „was man wieder zurecht bringen muß, das kan unmöglich eine wahre Schönheit sein„ = = Kan man einen deutlichern Grund finden? Vermuthlich wird der Hr. P. auch von den Tragödienschreibern fordern, daß ihre Stükke keinen Knoten haben sollen, denn weil man eine Verwiklung wieder zurecht bringen muß, so kan sie keine wahre Schönheit sein. Der Hr. P. klaget inzwischen bitterlich, daß seiner patriotischen Bemühungen ohngeachtet, die Maler und Musikmeister doch bei ihrem alten Schlendriane bleiben. Es ist wahr, diese Leute sprechen, wie er selbst sagt, von einfallenden Lichtern, vom Malerischen, von Haltungen, von aufgelösten Mißklängen, von harmonischen Relationen, von Kirchen= Theater= und Kammerstyl und andern solchen Sachen, davon der Hr. P. und andere ehrliche Leute seines gleichen nicht ein Wort verstehen. Er kan es gar nicht begreifen, daß die Componisten, nachdem sie sich, laut seiner Nachricht, schämen, daß sie bishero nur Sarabanden, Polonaisen und Sicilianen gemacht, nunmehr

---

*) Es wäre gut, wann der Hr. P. erkläret hätte, was er unter Mißklängen verstehet; versteht er darunter unharmonische Gänge, so ist es ausgemacht, daß dieser künstliche Hund ein feineres Gehör gehabt hat als der Hr. P. vermuthlich hat. Spricht er aber, wie man aus einer darauf folgenden ihm eigenen Redensart schliessen kann: von mit chromatischen Tönen durchbrochenen Künsteleien, so thut er allen empfindlichen Gemüthern so viel Unrecht, wann er sie mit diesem Thiere vergleichet, als es seine eigne Unbedachtsamkeit verräth, da er empfindliche Gemüther und verwöhnte Gehöre verwechselt.

ein Allegro, Andante und Presto, ia sogar Stükken à tempo giusto sezzen, welche, wie er sagt: (horribile dictu) weder Bübchen und Mädchen, sondern rechte Hermaphroditen sind. Der Hr. P. findet, daß es eine unerhörte Unverschämtheit der Componisten ist, daß sie sich bisweilen unterstehen den Poeten Regeln vorzuschreiben; dann das läßt sich der Hr. P. nicht ausreden, daß die Poesie das vornehmste bei einer Vokalmusik ist, welche der Musikus, so wie sie ist, in Demuth annehmen muß; Die Ursach ist auch gleich fertig: Die Poesie wird ia erst gemacht, und die Musik erst nachher gesezt, also muß ia wohl die Poesie nothwendig das vornehmste sein, weil sie das erste ist = = nur eine kleine Anmerkung = = zu der Zeit, als die Muse des Hrn. P. noch vor Geld und gute Worte zu einem Hochzeitgedicht i. f. N. willig und bereit war, war wohl das Carmen auch wichtiger als die Hochzeit, weil es eher gemacht ward. = = Doch ich bin müde Thorheiten abzuschreiben, und Sie vielleicht müde, sie zu lesen; aber die unhöfliche Gleichgültigkeit und einen gewissen kleinstädtischen Stolz, mit dem der Hr. P. von den Tonkünstlern redet, kan ich nicht unangemerkt lassen: „Ein königlicher Musikus, und ein paar seiner Cameraden*) = = die Componisten wissen selbst nicht, was ihr ausgeschütteter Sakk voll Noten bedeutet = = Es gehe den Liebhabern der gearbeiteten Musik wie Weinsäufern, denen nur Aquavit und Brandewein schmekke = = Leute, die bei der Geige aufgewachsen sein.„ Dis alles sind ungesittete Ausdrükke, die man nur Leuten vergeben kan, die beim Donat aufgewachsen sind, denen es aber sehr schlecht anstehet, von der Musik mit zu sprechen, von der

*) Dem Hrn. P. wird vielleicht dieser Ausdrukk nicht so seltsam scheinen, als mir; in diesem Fall muß er es aber auch nicht übel nehmen, wann irgend ein gelehrter Zeitungsschreiber einmal meldet: „Ein Magister zu Leipzig, und ein paar seiner Cameraden, haben den Einfall bekommen, die Wissenschaften zu vertheidigen, die Roußeau niemals angegriffen hat.„

sie gar keine Kenntniß haben. Zeigt es nicht eine unvergebliche Unwissenheit in der neuesten Geschichte der Musik, an, wann unter den deutschen musikalischen Schriftstellern eines Marpurg, Bach, Agricola, Krause, Quanz, Ried, die alle in reinen Deutsch geschrieben haben, gar nicht gedacht wird, und dagegen ein altväterischer Neidhart, Mattheson und Mizler, genennet wird, die bei ihren übrigen Verdiensten, doch wohl niemand zu Mustern einer reinen deutschen Schreibart anpreisen kan. = = Nun ist es hohe Zeit aufzuhören = = Gleich; nur noch einen kleinen Schulknabenschnizzer, den ich im vorbeigehen finde: S. 189. wird von dem Ausdrukk der Leidenschaften durch die Geberden gehandelt; Da heist es, laut unsers Herrn P. Uebersezzung: „Man lese den Fluch des Camillus ohne alle Veränderung der Stimme, so wird das Herz ganz kalt bleiben.„ Es ist wahr, Camille im Französischen kan Camillus und Camilla bedeuten, aber ein Lehrer der schönen Wissenschaften könte doch wohl einmahl von ohngefehr gehöret haben, daß ein gewisser Peter Corneille ein Trauerspiel von der Geschichte der drei Horazier gemacht hat, und daß Camilla die Schwester dieser Brüder in einem von den lezten Aufzügen, die erschrekklichsten Verwünschungen wider Rom ausstöst, die in der französischen Urkunde eben so pathetisch, als in der deutschen Uebersezzung matt und abgeschmakkt klingen = = Vielleicht möchte eine gutherzige Seele sagen: Es wird ia wohl nur ein Drukkfehler sein; Gut. Es ist also auch wohl ein Drukkfehler, wann kurz darauf von dem Herrn Camillus im männlichen Geschlechte, als von einem Rasenden, gesprochen wird. Dis mag Ihnen zu einer kleinen Probe dienen: haben Sie Lust zu mehrern, so lesen Sie das Werk selbst durch, und stehen Sie so viel dabei aus, als ich dabei ausgestanden habe. Ich bin 2c.

Vierter Brief.

Liebster Freund!

Ich habe nach vielen vergeblichen Bemühungen die vier ersten Stükke des Journal etranger, nämlich den April, Mai, Junius und Julius des 1754sten Jahres, endlich erhalten. Aus dem Ton, aus welchem die Herren Verfasser in Ihrer Vorrede sprechen, kan diese Schrift keinem Liebhaber der Wissenschaften, er sei von welcher Nation er wolle, und also auch keinem Deutschen gleichgültig sein. Ich glaube, daß es Ihnen nicht unangenehm sein wird, einige Nachrichten und Anmerkungen von dieser so wichtig sein sollenden Schrifft zu lesen, zumahl da sie wegen ihrer Seltenheit, und ihres hohen Preises in hiesigen Landen, Ihnen vielleicht gar nicht zu Gesichte kommen dürfte.

Zwei Gedanken möchten einem ieden, der kein Franzose ist, sogleich bei dem Anblik des Titels in den Sinn kommen: Entweder die Moden in Frankreich haben sich izt verändert, und man heist daselbst nur das schön, was ausländisch ist; Die Verfasser haben also ihren Landesleuten ein Geschenk mit ausländischen Raritäten machen wollen, die eben darum bewunderungswürdig sind, weil sie ausländisch sind. Oder Frankreich ist noch das alte Frankreich, und die Franzosen finden in der Kenntniß ihrer eigenen Volkommenheiten, und in ihrer tiefen Unwissenheit der Volkommenheiten anderer Länder noch immer Ursachen, sich für die Nation zu halten, die in die Stelle der alten Griechen und Römer getreten ist; bei der die Wissenschaften zu Hause sind, und bei der also die andern Nationen in die Schule gehen müssen. So wie ein ieder, der kein Grieche war, ein Barbar hieß, so ist ein ieder, der kein Franzose ist, ein Etranger; Diese Betrachtung macht den Titel eines Journal Etranger sehr bedeutend, und wir armen Fremden müssen den

Verfassern ungemein verbunden sein, daß sie den Schönen dieses Landes, gegen welches alle andere Fremde sind, unsere Werke in einer so veränderten Tracht vorlegen, daß sie ihnen erträglich werden, und daß sie von uns auch ohngefehr urtheilen mögen, daß wir gute ehrliche Menschengesichter sind.

Diese Gedanken werden Ihnen vielleicht ein wenig liebloß scheinen, aber vielleicht würden Sie in eben diesen Gedanken noch mehr bestärket werden, wann Sie die Vorrede zu dem ersten Stükke lesen solten, und vielleicht würden Sie die beiden angeführten Fälle zugleich annehmen, wann man es wagen dürfte, nach den Herren Verfassern dieser Monatschrift, ganz Frankreich zu beurtheilen. Was meinen Sie wohl, das sich diese Herren von ihrer Schrift versprechen? Nachdem Sie, ich weiß nicht warum, zugestanden haben, daß ihr erstes Stükk sehr schlecht sei, und die Vermuthung zu bestätigen scheinen, daß die nächst darauf folgende nicht viel besser werden möchten. „Nachdem Sie bedauert haben, daß Sie ihren Anfang mit Versuchen gemacht haben, die Ihnen selbst des Beifalls der Leser so unwürdig scheinen, so tröśten Sie sich (ich weiß wiederum nicht woher) mit der (ihrer Meinung nach) gegründeten Hoffnung, ihren Lesern bald eine bessere Meinung von ihrem Buche beizubringen, und es von Band zu Band im Guten wachsen zu sehen = = Sie sezzen nun zum Voraus, daß die ersten Schwierigkeiten werden bald überwunden werden, und daß*) sie die gütige Nachsicht der Leser bald in den Stand sezzen wird, daß sie nur nöthig haben, von ihnen Gerechtigkeit zu fordern. Und nun sehen sie ihr Werk in Frankreich mit Beifall aufgenommen, durch ganz Europa bekannt gemacht, und mit dem Beifall der Gelehrten von allen Nationen beehret, indem es (wie die Herren Verfasser zu sagen belieben) ihren verschiedenen Talenten einen Schauplaz öfnet, auf dem sie vor

*) Eine feine französische Wendung, die sich unsere Autores merken mögen.

den Augen aller ihrer Zeitverwandten prangen können; indem es dahin zielet, die einzelne Republiken, worin die gelehrte Republik getheilet ist, und welche sonst in iedes Land eingeschränket waren, unter einen Hut zu bringen = = Diese Correspondenz der kleinen gelehrten Republiken hat einen Vereinigungspunkt nöthig, wo sich alle menschliche Erkentnisse untereinander aufklären, wo die Genies verschiedener Nationen sich vereinigen um die Welt zu belehren.„

Dis Journal wird vermuthlich der gedachte Vereinigungspunkt sein sollen, welches aber die V. in der Hizze ihrer Declamation zu sagen vergessen haben, denn sie haben das Herz, zu hoffen, „daß Ihr Journal das Archiv aller gelehrten Nationen werden wird, wo die aufblühende Genies die ersten Merkzeichen ihrer gelehrten Verdienste beilegen werden, und welches die grösten Männer ihres Namens und ihrer Schriften nicht unwürdig achten werden.„

„Wann die H. V. den izigen Zustand von ganz Europa betrachten, wann sie den Eifer überlegen, mit welchem alle Menschen von allen Nationen, ihren Geist aufzuklären suchen, und sich auf die Kunst zu denken legen, so dünkt ihnen, daß nichts mehr à propos und zu einer bequemeren Zeit hätte erscheinen können, um den menschlichen Geschlechte Ehre zu machen, als ihr Werk = = Jedes Volk wird sich mit den Schäzzen seiner Nacheiferer bereichern, ohne etwas von den Seinigen zu verliehren; Ganz Europa wird gelehrter und philosophischer werden. = = Sie schmeicheln sich insbesondere, daß die Schriften so vieler aufgeklärter und verehrungswürdiger Männer vielleicht die nüzliche Revolution in der gelehrten Welt beschleunigen werden, die vielleicht nicht mehr weit entfernet ist, und die einer von den seltenen Leuten schon vorher verkündiget hat, die durch ihre tiefe Betrachtungen gelernet haben, künftige Zufälle aus dem Gegenwärtigen zu bestimmen.„

Ich kenne diesen mehr als Kalendermäßigen Propheten nicht, und ich muß gestehen, daß ich von seiner nüzlichen Revolution (ich möchte das Wort nicht gern übersezzen) keinen rechten Begriff habe; man müste ihn denn in den darauf folgenden Worten suchen sollen:

„Bisher hat man (Sie sehen, mein Herr, daß hier, wie überall, wo von der gelehrten Welt, dem Publicum ꝛc. geredet wird, Frankreich verstanden wird.) Bisher hat man sich bloß mit den schönen Künsten und den abstrakten Wissenschaften beschäftiget; Nun kommt die Reihe an die nüzliche Wissenschaften. Die Naturlehre, die natürliche Historie, die Chymie, die praktische Philosophie, die Politik, die Sittenlehre, die gute und wahre Metaphysik = = werden bald eben die Nation beschäftigen, die izt bloß von Malerei, Musik und Romanen redet. Es wird eine Zeit kommen, da es die Mode erfordern wird, daß man gelehrt sei, daß man Observationen mache, daß man philosophire, daß man natürliche Begebenheiten richtig erkläre, so wie uns izt die algemeine Gewohnheit treibt, von allem, was die schönen Künste angehet, mit Geschmakk zu reden; ein Gedicht fein und flüchtig zu beurtheilen, und ein theatralisches Stükk zu kritisiren.„

Ja! ja! die Zeit kan kommen, und vielleicht ist sie schon izt, da ein französischer bel esprit in Geselschaft von Damen mit eben dem Geschmakk, mit dem Feinen, mit der Leichtigkeit, und vielleicht auch mit eben der Wissenschaft physikalische Erscheinungen beurtheilen wird, mit der er izt ein Urtheil über Gedichte und Malereien ausspricht. = = Wird sich aber Deutschland eine solche Revolution wohl wünschen? = = = Doch weiter von unsern V. die nunmehr als völlige Franzosen reden:

„Wir werden unsere Augen mit Bewunderung auf die Werke unsrer Nachbarn werfen, wir werden uns mit allen ihren Entdekkungen bereichern = = Wir werden von einem

den Ackerbau, von dem andern die Handlung, von dem dritten die Baukunst, von dem vierdten das Seewesen, von dem fünften die Mineralogie lernen. Wichtige Stükke, in denen man die Meister muß kennen lernen, um sie übertreffen zu lernen. Auf die Art werden die Franzosen endlich alle die Wissenschaften und Künste besizzen, die schon vorhero bei ihren Nachbarn geblühet haben. Sie werden auf ihrer Seite die Methode, die Deutlichkeit, die Genauigkeit, die Schreibart und den Geschmakk hinzuthun, von denen der V. glaubt, daß man sie in allen ihren Schriften nothwendig finden muß, ia die ihm sogar nur ihnen allein eigen zu sein scheinen, (die wir blinde Deutschen aber sonderlich was die drei ersten Eigenschaften anbetrift in den allermeisten Französischen Schriften vermissen.) Ein Vorwurf, den ein ausländischer Schriftsteller schlecht abgehandelt hat, wird unter der Feder eines Franzosen ganz neu werden = = denn das dünkt unsern V. unstreitig, daß wann auch in andern Ländern gute Sachen gefunden würden, dennoch gute Bücher kaum irgend anders als in Frankreich geschrieben würden.„

Dieser lezte Saz ist mit einer Protestation vergesellschaftet, daß man einer ieden Nation ihr Recht wolle wiederfahren lassen, und Sie können sich hieraus ohngefehr einen Begriff machen, wie viel Gerechtigkeit sich andere Nationen, sonderlich wann es auf Frankreich ankommt, werden zu versprechen haben.

„Diese Veränderung muß nach dem V. nothwendig erfolgen; dann wann die Franzosen, (wie er zu befürchten scheinet,) die schönen Künste werden erschöpfet haben, so werden sie auf nüzliche Untersuchungen fallen müssen, damit ihnen die Zeit nicht lang wird. Die vielen grossen Leute, die izo leben, sind ihm eine glükliche Vorbedeutung für die glükliche Veränderung, die ihm so sehr am Herzen

liegt = = er meinet gemeine Genies wären niemals verachteter gewesen, und niemals hätten grössere Leute gelebet, als in diesem Jahrhundert. Er führet den Esprit des Loix, die Histoire naturelle, und die Encyclopaedie an, Werke, die uns die Nachwelt beneiden; die sie als so viel Orakel betrachten, und von welchen sie zu unserm Unglükk allein den ganzen Werth einsehen wird.„

Ich kan Ihnen hier sehr bequem ein paar Seiten voll Galimathias, vom Lobe dieser Schriften, und von gleichgültigen Sachen, schenken, worinnen ich nichts merkwürdiges finde, als daß von der französischen Nation gesagt wird, daß sie die einzige lebende Nation sei, die zu schreiben verstehe, (la ſeule Nation vivante qui ſait ecrire.) Ein Urtheil, das in dem Munde eines Mannes, der sich zum Richter über die ganze gelehrte Welt aufwirft, sehr anständig ist! Sie haben, mein Herr! ohne Zweifel, genug von dieser Vorrede, sezzen sie zu der Idee des prächtigen und weitläuftigen Vorhabens, das darin an den Tag geleget wird, noch die Idee eines Verfassers, der alle Monate acht Bogen voll armseliger Auszüge und Uebersezzungen liefert, so wird der Contrast vollkommen sein. Sie werden nun ohne Zweifel auf den Inhalt dieser Stükke neugierig sein, ich will Ihnen die Artickel erzehlen, die die Deutschen angehen:

Das erste Stükk enthält nichts von dieser Art.

Das zweite Stükk enthält eine Uebersezzung von Hrn. Rabeners Nachricht von D. Swifts Codicille, und eine ganz kurze Nachricht von des Hrn. Prof. Menkens Tode.

Das dritte Stükk enthält eine Nachricht von den Röselschen Insektenbelustigungen. Die erste Hälfte der Uebersezzung von Hr. Rabeners Traum von den abgeschiedenen Seelen; Eine kurze Nachricht von dem Homannischen Atlaß von Schlesien, und eine Uebersezzung zweier

anakreontischer Oden, aus den Bremischen Beiträgen, die hier unrecht amusemens de l'esprit et de l'entendement genennet werden.

Das vierte Stükk fängt mit einem Briefe an, der aus einem deutschen Buche Edward Schickarts von den Festen der Juden gezogen sein soll, welches mir aber gänzlich unbekannt ist. Es enthält ferner die beiden ersten Gesänge von dem Sieg des Liebesgottes, einem komischen Heldengedichte des Hrn. Uz, in einer ziemlich freien Uebersezzung. Der Uebersezzer wirft den Hrn. Uz durch Anführung einiger französischen Stellen sehr fein vor, daß er diese Stellen den Franzosen schuldig sei; Ferner eine Nachricht von Hrn. Rösels Historie der Frösche; Den Beschluß des Traumes von den abgeschiedenen Seelen; Eine kurze Lebensbeschreibung und Lobschrift des sel. Freiherrn v. Wolf, und eine Uebersezzung der Erzählung vom Jrus aus Hrn. Rabeners Schriften.

Mit der Erzählung der Schriften, die aus andern Sprachen übersezzet sind, will ich Sie nicht aufhalten; Noch eins muß ich anmerken; Die Hrn. Verfasser haben um den Geschmakk der Franzosen au chansons zu vergnügen, nach Art anderer französischer Journale, in iedes Stükk eines eingerükket, aber um zugleich dem Titel eines Journal etranger genug zu thun, lauter Texte aus andern Sprachen gewählet; Eins davon ist iroquoisisch, und drei italiänisch. Die Parisischen Stuzzer, werden es ohnfehlbar, als es etwas neues gewesen ist, für sehr artig gehalten haben, iroquoisisch zu singen; Vielleicht lernen sie durch dieses Mittel auch einmahl deutsch singen.

Ich hoffe nicht, daß Sie aus dem, was ich gesaget habe, schlüssen werden, daß ich das ganze Unternehmen für unnüz und lächerlich halte. Es ist möglich, daß es bei den Franzosen, und sonderlich den beaux esprits à la mode, die die Kunst gelehrt und belesen zu scheinen, gar zu gern

mit weniger Mühe erlangen, nichts ohne Nuzzen sein wird, und wer noch gar nichts weiß, könte leicht daraus etwas lernen. Aber die declamatorischen Anpreisungen der Vorrede sind ohne Zweifel viel zu weit hergeholet, als daß sie sich nur halbigt auf die Ausführung schikken solten. Es würde ohnstreitig wenigstens zwanzig mahl so viel Blätter erfordert werden, um den Plan der Verfasser nur einigermaßen volständig auszuführen, und auch in diesem Fall würde der gesuchte Zwekk einer algemeinen Correspondenz unter den Gelehrten gar nicht erreichet werden, sondern das Werk nur hauptsächlich den Franzosen nüzlich sein. Es muß uns allerdings angenehm sein, daß die V. die besten unserer Schriftsteller den Franzosen bekannter machen; Es ist aber die Frage: ob ihnen die Franzosen mehr verbunden sein müssen, daß sie sie von einer Unwissenheit zu befreien, angefangen haben, die ihnen sehr schimpflich ist, oder ob wir mehr Ursach haben, sie um Behutsamkeit zu bitten, da sie uns auf einem Schauplazze aufstellen, auf dem wir vielleicht, ohne unsere Schuld, nicht gefallen könten? Es ist sehr zu zweifeln, daß einige halb à la françoise gekleidete Stükke, den Franzosen nur eine schwache Kenntniß, noch weniger aber einen Geschmakk an unserer Litteratur und Sprache werden beibringen können, und die Weitläuftigkeit des Plans mit der eingeschränkten Ausführung desselben, machen es noch weit unmöglicher. Aus dem angeführten Inhalt, in sofern er Deutschland angehet, werden sie leicht den Schluß machen, daß die Kenntniß der deutschen Litteratur in Frankreich von diesem Werke einen sehr geringen Vortheil haben könne. Es ist zu erwarten, ob sich unser Journal, wie die Verfasser versichern, von Stükk zu Stükk, verbessern werde. Der Name des Hrn. Toußaint, der sich unter den Mitarbeitern allein genennet hat, möchte bei vielen Deutschen und andern Ausländern, das vortheilhafte Vorurtheil nicht erwekken, das man von seiner

Nennung erwartet hat. Man wird mit Recht das Superficielle auch in diesem Journale befürchten, das in allen seinen Schriften herrscht, und daß ein Engländer oder Deutscher weit unerträglicher findet, als es ein Franzose artig finden kan; Der Hr. Boisspreaux der die Rabenersche Satyren übersezzet, oder vielmehr herausgegeben hat, ist vermuthlich auch ein Mitarbeiter; Die Nachrichten und Uebersezzungen aus dem Deutschen, rühren, wie man mir schreibt, von dem Hrn. Sellius, einem ehemaligen Göttingischen Lehrer, und von dem Hrn. Wächtler, einem Leipziger, die sich izt beide in Paris aufhalten, her; Die andern Mitarbeiter sind mir nicht bekannt. Die Geschichte des Hindernisses, welches verursachet, daß dieses Werk etwas später, als es versprochen worden, heraus gekommen, könte allenfalls einen kleinen Roman abgeben: Ich habe sie von guter Hand. Der erste Entrepreneur dieses Journals war, wie bei dem Mercure de france, ein Kammerdiener*). Dieser Mann hieß de la Marche, und war in Diensten des Herzogs von Orleans gewesen; Er erhielt das Privilegium über dieses Werk: Ein reicher Mann, der sich vermuthlich den Vortheil, der davon zu ziehen wäre, sehr groß vorstellete, verlobte ihn, in Ansehung desselben, mit seiner Tochter; de la Marche aber, dem ohne Zweifel an dem Frauenzimmer mehr gelegen war, als an dem Journal Etranger, fand für gut, dieses im Stiche zu lassen, und mit seiner Braut ausserhalb Frankreich zu gehen; Dadurch kam das Werk ins Stekken, und gerieth endlich in andere Hände. Die izige addresse für dieienigen, die etwas an die V. zu senden haben, ist à Mr. Bourgain, Commis au Journal Etranger, rue S. Louis au Marais vis-a-vis la Regie des Cartes, à Paris. Man hat auch bekannt machen lassen, daß man sich an Hr. Mauvillon in Leipzig, den bekanten Verfasser der

*) In einigen nach Deutschland geschriebenen Briefen hat er sich Ecuyer Suisse unterschrieben.

Lettres germaniques, addreßiren könne, welcher die Besorgung der Baqueter aus Deutschland über sich genommen. Schlimmer hätten die Hrn. V. die armen Deutschen wohl nicht addreßiren können, um ihnen das Herz zum Voraus schwer zu machen; In kurzem hoffe ich auch die französische Uebersezzung von Hr. Rabeners Satyren zu erhalten, von welchen ich Ihnen auch Nachricht geben werde. ꝛc.

Nachschrift des Herausgebers.

Herr Toussaint hat nachhero in den Mercure de françe und in andere öffentliche Blätter eine feierliche Erklärung einrükken lassen, wodurch er sich aufs künftige von diesem Journal gänzlich loßsaget, und mit dessen Verfassern er gar nicht zufrieden ist, weil sie Stükke verworfen, die er gebilliget, und andere hinein gerükket, die er nicht billigen kan: Nachhero ist die Aufsicht dem Hrn. Prevôt d'Exiles aufgetragen worden, dessen Romane bekannt genug sind; Die Deutschen könten zu diesem Herrn noch ein wenig mehr Vertrauen haben, weil er ihre Sprache zu verstehen vorgiebt, wann sie wirklich an diesem Journal so viel Antheil nehmen wolten, als sie es nach der Vorrede nehmen solten.

Fünfter Brief.

Mein Herr!

Und Ihr Freund, glaubt es also wirklich, daß man die Dina, den Joseph und Zulicka, den erkannten Joseph, die izt kein Mensch lesen will, über hundert Jahre noch lesen wird = = Welch ein Fluch wider den guten Geschmakk der künftigen Deutschen! = = Es ist ewig Schade, daß die Herren Verfasser dieser Sächelgen, nicht auch das treuherzige Zutrauen zu der nächsten Nachwelt gehabt haben,

das Hr. *** hat, sonst würden sie sich vielleicht entschlossen haben, diese für die Nachwelt geschriebene Gedichte, bis zur Zeit der Nachwelt, deren Beifall sie so zuversichtlich voraus sagen, nur im Manuscripte zu lassen; die izige Welt würde wegen der übergrossen Fruchtbarkeit der Dichter, von dieser Gattung sehr viel dabey gewonnen haben; man hat einen berühmten Französischen Dichter, der noch lange nicht so fruchtbar ist, einen moulin à vers genannt, wie man nun unsere Herren mit den lateinischen Buchstaben nennen soll, weiß ich nicht, dann sie sind noch weit geschwinder: kaum sind die in einer Messe herausgekommene Stükke vergessen, so bringt uns schon eine neue Messe ganze Schaaren von andern, um sie eben so bald wieder ins Vergessen zu stürzen. Eben komt mir ein solcher Bogen unter dem Titel: Ode auf die Geburt des Erloesers, zu Gesicht: wann ich von dem sehr ehrwürdigen Gegenstande dieser Ode abstrahire, so weis ich nicht, ob die Ode oder der Vorbericht dazu lächerlicher ist: die Ode ist pindarisch, das steht mit klaren Worten im Vorbericht, und der muß blind sein, der nicht die Wörter, Strophe, Antistrophe und Epodos über iedem Absazze erblikket; was das lustigste ist, so soll dieses pindarische Gedicht zur Musik gemacht sein, und zwar, lachen Sie nur nicht, zu einem Hymnus nach dem alten Geschmakk. Der Verfasser findet Ursachen (ich aber finde sie nicht) zu glauben, „daß die griechische Musik die neuere eben so weit übertroffen habe, als ihr Geschmakk in allen Werken des Genies den gothischen Geschmakk der nördlichen Völker übertrift.„ Der Gedanke ist des Wiederlegens nicht werth, und man muß in der Geschichte der Musik ganz unerfahren sein, oder eine gewisse enthusiastische Hochachtung für alles, was alt ist, haben, wann man ihn so unbedingt behaupten will. Unser V. inzwischen verzweifelt noch nicht einen Musikus zu finden, der sich an einen Hymnus nach dem alten Geschmakk wage, er soll aber nicht viel weniger als

ein Lülli sein, weil der Poet, wie uns berichtet wird, nahe an den göttlichen Vogel des Jupiters reiche. Dieser Gedanke sagt viel abgeschmaktes in zwei Zeilen; wie komt doch wohl immermehr der Vogel des Jupiters zu der Geburt des Erlösers, und wie komt Lülli dazu, war Lülli wegen geistlicher Hymnen, wegen Componirung erhabener Gedichte berühmt, oder waren die Opern des sanften Quinaut sein Vorwurf, des Quinaut, dessen Schreibart manchen zu niedrig schien, weil er sich vernünftig befließ die schmeichelnden Töne des Lülli nicht durch erhabene und bilderreiche Worte zu stören, hätte unser Verfasser einen Mondenville l'Alouette oder Telemann genannt, so möchte es eher hingehen. Ich möchte doch wissen, was der V. für einen Begriff von der Ordnung in der Musik hat, wann er glaubt, daß ein Musikus sein Gemächte anders als Prosa tractiren könne, und wann er glaubt, „daß diese Ode im eigentlichsten Verstande, harmonischer als die gewöhnlichen monotischen Jamben und Trochäen sei, = = und sogar daß das Silbenmaaß in den Strophen einerlei sei.„ Ich und noch viel andere vernünftige Leute, können gar kein Silbenmaaß darin finden, ich biete einem ieden Troz in nachfolgenden Worten ein Silbenmaaß zu suchen.

O ſelig wer mit Freuden thraenenden Auge in ſeiner Niedrigkeit ihn ſchauend GOtt im Fleiſch nicht verkannte! Selig die Ohren die er gelehret hat, ſelig die Füſſe die ihm folgten! Die auch ohne die Klarheit auf Tabor ohne der Engel Dienſt, des Vaters Bildniſs im Sohne verehrten, ihr werdet ihn in ſeiner Herrlichkeit ſehen.

So sind alle Strophen; man kann gar keinen Grund finden, warum der Sezzer manchmahl mitten im Verstande die Zeilen abgesezt und hier und dar Strophe, antiſtrophe und epodos eingeschaltet hat. Hätten diese abgebrochene

Zeilen, Strophen von einer Ode ausmachen sollen, so hätte der Hr. V. doch wohl erachten können, wie nöthig es sei, daß nicht allein iede Zeile in einem gewissen bestimmten Silbenmaaß einhergehen müsse, das ist, daß sie nach keinen andern Silbenmaaß abgemessen werden könne, als dem, das ihr der Dichter hat geben wollen, sondern daß auch das Maaß dieser einzelnen Zeilen, nach gewissen Verhältnissen zurükkehren müsse, wann sie ein Ganzes ausmachen sollen. Nach diesen beiden Regeln, müssen nothwendig alle zusammengesezte Arten des Silbenmaasses und der Strophen beurtheilet werden; würde es nicht thörigt sein, einen Hexameter mit einem Alexandrinischen und Alkaischen Verse zu paaren? = = Was für vergebene Mühe! rufen Sie vielleicht aus? Ein geistliches Gelegenheits=Gedicht, und zwar in der kleinsten der poetischen Schönheiten, in dem Sylbenmaasse zu tadeln? doch mit Ihrer Erlaubnis, vielleicht ist die Mühe nicht so ganz vergebens, und es würde gewiß noch weniger unnüz sein, wann sich niemand die Mühe geben wolte, den gewaltigen Haufen der Mitteldinge, mit denen izt mancher Schweizer, stans pede in uno die Welt heimsucht bis auf die kleinsten Umstände zu untersuchen. Eben die seltsame Art zu schreiben, die so störrig, so aufgedunsen unbestimmt und pedantisch ist, herrscht in allen diesen Gedichten, worauf sich die Herren Schweizer, des allgemeinen Hohngelächters ohnerachtet, so viel zu gute thun; wird dann der Geschmakk der Deutschen nie gesezt und natürlich werden? werden denn immer die Verbindnisse poetischer Cabalen anstat der Regeln der gesunden Kritik dienen? Es giebt gewisse Leute, die wie ein gelehrter Schriftsteller sagt, sich unterfangen, den Ton in allem was schön ist, anzugeben; diese scheinen einen Contract mit einem grossen Schwarme kleiner Geister gemacht zu haben, um alles schön zu finden, was auf einige Art die Zeichen ihrer Verbindung führet; man übersezze Gottscheds

Gedanken in Hexameter, und drukke sie mit lateinischen Buchstaben, und ieder patriotische Züricher muß sie loben; er muß, dann wie viele Hexameters seiner Landsleute müste er sonst nicht tadeln, worinnen noch weniger als Gottsched ist? Wir haben die klägliche Epoche zum zweitenmahl erlebet, da die kritischen Dienstboten sich fragen: von Leipzig oder von Zürich? und dann sich einander grimmig in die Haare fallen, die kritische Streitigkeiten haben ihren Nuzzen, das ist ausgemacht, aber die Partheilichkeit mit der sie geführet werden, ist desto schädlicher. Alle Streiter suchen nur Fehler an ihren oft schäzbaren Gegnern

and leave for that malignant dull delight
the gen'rous pleasure to be charm'd with wit.

Noch mehr; indem sie diese Fehler an andern finden, so vergessen sie ihre eigene darüber; weil einer von zweien Streitern, den guten Geschmak nicht hat, so muß ihn der andere haben! Welch ein Schluß? Weil die Theresiade ein gereimtes elendes Gedicht ist, so muß alles, was in Reimlosen Hexametern eben so schlecht gedacht wird, schön sein. Man sage mir aber, ob dieienigen, die ohne Unterschied alles was uns Orell und Heidegger liefert, erheben, wohl einen weitern Schluß machen? der Dichter begehe so viel Ungereimtheiten, als er will, er lasse zehn schlechte Worte in einer elenden Zeile kriechen; er denke statt erhaben schwülstig, und falle ins Lächerliche, wann er natürlich denken will;

delphinum silvis adpingat fluctibus aprum.

auf deutsch: er paare Seraphe und Mädgen, er lege Leuten, deren Charakter eine natürliche Einfalt ist, tiefsinnige philosophische Schlußreden in den Mund; so wie uns ein Reimer mit einem Geklingel von immer wiederkehrenden schon vermutheten Reimen martert, so vernachlässige er das harmonische Silbenmaaß ganz, und ermüde uns mit einer ewigen Wiederkehr von weiblichen Silben in en; es schadet nichts; er wird

einem Kleist und Kloppstock beigesellet, weil man glaubt, er dichte in ihrem Silbenmaaße. Wann nur nicht die allgemeine Stimme der Leser dagegen wäre, so ginge man gerne so weit, daß man behauptete, die deutsche Sprache habe nur im Hexameter ihren völligen und männlichsten Ausdrukk, und dadurch alle andere deutsche Dichter herunter sezte. Die geschwornen Freunde alles dessen, was nur einem hexametrischen Gedichte von weiten ähnlich siehet, können derselben Schwächheiten weit meisterlicher bemänteln, als Lukrezens Liebhaber die Fehler ihrer Schönen; schreibt der Dichter matt und mehr als prosaisch, so ist es die griechische Einfalt; wird er dunkler als Lykophron; so komt er dem Vogel Jupiters nahe; hinkt der Hexameter, so ist es eine edle Kühnheit, um einen mächtigen Gedanken nicht zu verhindern.*) Moralisirt der Dichter Seitenlang, daß man ganz sanft dabei einschläft; so will er ein Sittenlehrer sein, und verachtet von ganzem Herzen allen Bel-Esprit, der der inneren Schönheiten beraubet ist. Dem allem ohnerachtet, finden diese Gedichte keinen Beifall; aber wer ist schuld daran? etwa deren Dichter? Bei leibe nicht! die Leser, die sich durch das Griechische Silbenmaaß hindern lassen, das Schöne und Lehrreiche in dieser Poesie einzusehen? (NB. Vorr. zu Bodmers gereimten Gedichten.) Und da wir andere poetische Layen den ganzen Umfang dieser Schönheiten nicht einsehen können, so sind wir = = Priester des Unsinns = deren nördlicher gothischer Geschmakk zu höhern Schönheiten verwöhnt ist = = Mächtige Worte! = = und wir erschrekken noch nicht?

Die Kritik, die sich vor Zeiten erniedriget hatte, mit philosophischer Genauigkeit die Gründe des Schönen zu

*) Die Herren sind vorsichtig, damit ihnen nicht etwa iemand einmahl dieses zum Fehler anrechne, so hat ein tieffsinniger Kopf unter ihnen schon vorläufig behauptet, daß sich Horaz auch eben nicht viel aus dem Silbenmaaße gemacht habe.

untersuchen, und den feinen Geschmakk, dem es oft noch geschwinder als iener glükte, diese Schönheiten zu empfinden, ist durch ein geblendetes Staunen verdrängt worden, das einen prismatischen Schimmer mit einem leuchtenden Sonnenstrahl verwechselt. Die Herren, die sich mit diesem besondern Geschmakk so gar viel wissen, kommen mir beinahe vor wie die Rathsherren eines kleinen Städtgens, wo sie die vornehmsten sind; Die gezwungene Hexameters, die lateinischen Buchstaben, und eine affectirt=einfältige, und niedrig=schwülstige Schreibart, sind nichts anders, als Allongeperüken, breite Halskrausen, und steife Unterkinne, womit diese ehrbare und veste Männer einher treten; Wehe ihnen, wann sie sich aus dem engen Bezirk ihrer Bewunderer verirren, und auch den Beifall der artigen Welt fodern wollen; = = und gleichwohl fodern sie ihn; und gleichwohl wollen sie nicht, daß man sie an ihrem Schreibtische ruhig hexametrisiren lassen, und von ihnen stillschweigen soll; sondern sie verlangen, als die Wiederhersteller des guten Geschmakks in Deutschland, gepriesen zu werden, und begehren einen Plaz neben, und wohl gar über die grösten Dichter des Alterthums und der neuern Zeiten. Es ist sehr lächerlich, daß sie sich den Ausländern, und sonderlich ihren Nachbarn, den Franzosen, zu gefallen, mit lateinischen Buchstaben drukken lassen, ob sie gleich in einem Geschmakke dichten, von dem sich ein Franzose gar nicht einmahl einen Begriff würde machen können, und von dem ein Franzose, wann er auch zu einer Kenntniß desselben gelangen solte, dennoch gar nicht zum Vortheile des Dichters sprechen würde. Es ist gewiß ein sehr verachtungswürdiger Vorzug, ein bisgen Wiz zu haben, und es unter einem Gemengsel von unzeitiger Moral und nichtswürdigen Gedanken vorzutragen; Die Richtigkeit der Gedanken, die Genauigkeit des Ausdrukks, vornämlich die Schönheit des Ganzen, und die bedachtsame Bestimmung auch der geringsten Theile zu diesem einzigen

Zwekke, nebst dem poetischen Geiste, der dem Dichter nie das gehörige Feuer mangeln läßt, und der reifen Beurtheilungskraft, die iedem Gegenstande mehr Schönheiten nicht zugibt, als ihm nöthig sind, um sich in dem gehörigen Lichte zu zeigen. Dis ist es, was den grossen Dichter macht, und dis ist es, was ich in Blättern von der gemeldeten Art, die des Namens der Gedichte unwürdig sind, gänzlich vermisse.

Sechster Brief.

Mein Herr!

Ich befürchte Sie sind in Ihrem Urtheil über die neuern biblischen Dichter ein wenig zu geschwind gewesen. Es ist wahr, daß Hr. Bodmer, der in seiner Jugend mit der Hizze eines Poeten kritisiret hat, izt mit der Schläfrigkeit eines Kunstrichters dichtet; Aber ich habe viel zu viel Hochachtung für das Andenken dieses grossen Mannes, als daß ich es billigen könnte, daß Sie alle seine Nachfolger, zusammt ihrem Anführer, so unbedingt verdammen. Es ist wahr, daß ich den Verfasser der Klage eines Vaters in den süssen Concetti eines Jacobs und Josephs nicht wieder finde; Aber, solte dann dieses grosse Genie mit einem mahle so weit gefallen sein, daß seine späteren Arbeiten die unerträglichsten Stükke des schlechten Geschmakks wären? Muß man es einem Dichter nicht Dank wissen, der sich noch in einem Alter auf die Bahn der Dichtkunst waget, da ein wenig kühnerer Geist ihr schon entsaget haben würde? Kan man es ihm wohl verdenken, wann er sich Schreibart und Stoff nach seinen Umständen wählet, wann er an statt der heftigen Leidenschaften seiner

männlichen Jahre, und des gedankenschweren Styls philosophischer Lehrgedichte, in einer sanfteren Schreibart von ruhigern Gegenständen handelt? Die Griechen, für deren besondern Nachahmer er sich schon seit geraumer Zeit bekannt hat, haben ihm vermuthlich die Idee zu den kleinen epischen Gedichten gegeben, worin er historische Stükke unserer Religion mit poetischen Farben schildert; ich wüste in der That sonst nicht, mit welcher Art von Gedichten ich sie vergleichen solte; Ist es aber nicht bescheiden genug für einen Dichter, der auf Homers Wegen gewandelt hat, noch einen Rhodischen Apollon, Q. Calaber und Nonnus nachzuahmen, und verdienet nicht diese Bescheidenheit, schon in gewissen Fällen, einige Nachsicht? Ich müste mich irren, wann er nicht eine gewisse Einfalt, die den Griechischen Dichtern besonders eigen ist, öfters sehr glüklich erreichet hätte, eine Einfalt, die ein Wizling für unpoetisch halten möchte, und in denen ein feiner Geschmakk die Natur siehet; Ich könte mir die Mühe ersparen, Stellen von dieser Art anzuführen, weil ich glaube, daß sie leicht zu finden sind, und ich Ihnen nicht zutraue, daß Sie Ihren Geschmakk verleugnen werden, um Fehler zu suchen; Ich will aber doch nur ein paar hieher sezzen, so, wie sie mir in die Augen fallen. Z. E. im vierten Gesange des Noah, wo die Freude der Natur bei der Vermählung seiner Söhne sehr schön beschrieben wird:

Selbige Nacht gab das Paradieß an Hügeln und Ebnen
Zeichen der Freude von sich. Die Knospen der Blumen und Zweige
Eilten sich zu entfalten, und warteten nicht auf den Morgen,
Daß sie einander aus schwellender Lieb, die Lippen zuhauchten
Ihrem Dufttriefenden Hauch, des Odems Erstlinge faßten
Sanft die Zephir auf ihre Flügel und eilten die Beute
In die bräutliche Kammer zu tragen. Die Nachtigall tönte

Festlich das Brautlied, und andre vom Chor der singenden Vögel,
Deren Gesang des Nachts sonst schweigt, begingen die Feier
Dieser Nacht mit Jubelgesang

Oder ein Stükk von einer andern Art, ein Theil der Beschreibung der Wirkungen der Sündfluth

= = = Die Kräuter,
Blätter und Laub, und Blüth, und Geruch ertranken im Wasser;
Alles Gevögel der Luft, die Thiere des Walds und der Auen,
Und die Geschlechte der Menschen, Beherrscher der irdischen Schöpfung
Tranken den Tod in der Fluth, worin ihn der kriechende Wurm trank.

Noch eins: eine Aussicht der Ruinen der durch die Sündfluth umgekehrten Berge und Wälder:

Ungehauener Marmor erhob groteske Gestalten,
Ungemein lang und breit aus einem verschütteten Boden
Von einem ungeheuren Geschmakk gebildet, das Kunstwerk des Zufalls;
Nebenhin lagen mit ihren Wurzeln gen Himmel gekehret,
Stämme von Cedern und Gophern, das Haupt im Erdreich verstekket,
Ihres Schmukkes nicht ganz beraubt mit welkenden Blättern
Meilenlang lag die grosse Verwüstung in ihren Ruinen.

Ich weiß, die edle Einfalt in diesen und mehreren Stellen, welche ohne poetische Ausdrükke, ohne prächtige Beschreibungen, bloß durch Bezeichnung der kleinsten Umstände, und durch die Mahlerei des vornehmsten in einer ieden Scene die lebhaftesten Begriffe erwekket, wird ihren Beifall um desto unfehlbarer erhalten, iemehr sie dem

epischen Gedichte angemessen ist, von dem man nicht die Begeisterung einer Ode, sondern die naive Beredsamkeit der Erzählung fodert. Es ist wahr, daß diese einzelne Stellen zu dem Verdienste, ein grosser Dichter zu sein, nicht hinlänglich sind, aber sie möchten vielleicht hinlänglich sein, Ihre Beschuldigungen, die auch nur aus Betrachtungen einzelner Stellen entstanden zu sein scheinen, zu widerlegen. Wollen Sie sich aber ferner überzeugen, und ist eine dauernde Betrachtung für Sie nicht zu mühsam, so überlegen Sie die Grösse des Genies, daß den Noah herfür gebracht hat, bedenken Sie die Menge der Anordnungen, die der Dichter hat machen müssen, um jeder Episode ihre gehörige Stelle anzuweisen, die Kunst in der Bildung der Charaktere und in ihrem Contraste; Bedenken Sie ferner die Menge von fremden Gegenständen, mit denen der Dichter zu thun hat, und die gleiche Erhaltung der Aufmerksamkeit und des Feuers, welche er durch die ganze Dauer eines weitläuftigen Werkes hat unterhalten müssen; und urtheilen Sie, ob die ganze Summe dieser Kunst und dieser Verdienste zusammen mit einer Schreibart und Ausführung, die Sie doch nicht ganz verdammen werden, nicht solte vermögend sein, einen Kenner wegen einer Anzahl kleiner Flekken, zufrieden zu stellen. Ein mäßiges Genie ist geschikkt eine gute Ausführung und eine gehörige Schreibart zu einem vortreflichen Plane hinzuzuthun, aber zu der Bildung des Plans, gehört das erhabene Genie, das den göttlichen Dichter zeiget. Wer ist mehr zu bewundern? der lebhafte Erfinder und der natürliche Zeichner, oder der glükliche Farbenmischer? Vergleichen Sie den Plan des Noah mit der Oekonomie der kleinern Gedichte, und Sie werden finden, daß sie in ihrer Art volkommen sind. Sie müssen von diesen kleinern Ausarbeitungen das nicht fodern, was man von einem grössern und weitläuftigern epischen Gedichte erwartet.

Man muß sie beinahe aus dem Augpunkt betrachten, aus dem man Lukans Pharsalia betrachtet; Es ist wahr, daß man hier mehr Erdichtungen als beim Lukan antrift, aber mich dünkt doch, daß die Verfasser selber diese Gedichte bloß für Historien, die mit poetischen Farben verschönert sind, ausgeben werden; ihre Kürze und die Beschaffenheit der Handlungen selbst, zeigen, daß sie sich nicht die Ilias und Aeneis zum Muster vorgesezzet haben. Die Kunstrichter erfodern zu einer Handlung, welche zu einem volkommenen epischen Gedichte geschikkt sein soll, daß sie ganze Nationen intereßire, daß sie wichtige Folgen habe, und dergleichen Eigenschaften, die man den biblischen Handlungen, die unsere Dichter bishero gewählet haben, nicht beilegen kan; und ausserdem muß die Länge des Gedichts der Wichtigkeit der Materie, und der Mannigfaltigkeit der Episoden gemäß sein. Ich glaube aber, daß die Kunst der poetischen Farben, die an diese Gedichte verwendet sind, den Verfassern schon rühmlich genug sei, und daß es Ihnen noch rühmlicher sei, daß der Hauptzwekk, den Sie sich nach ihrem eigenen Geständniß, bei diesen Gedichten vorgesezzet haben, die Beförderung der Religion und Tugend ist. Wie liebenswürdig müssen sie uns nicht aus diesem Augenpunkte scheinen! Lassen Sie sich nur nicht zu leicht von der Stimme gewisser zu schneller Kunstrichter hinreissen, die über die Verdienste berühmter Männer hinweg sehen, um sich bei ihren Fehlern desto mehr aufzuhalten. Der Geschmakk dieser Herren ist so sehr eingeschränket, daß sie alles, was nicht völlig mit ihren vorigen Begriffen übereinstimmt, sogleich lächerlich finden, und wer untersucht wohl das, was ihm schon lächerlich scheinet? Ich sehe nichts mit mehr Mitleiden an, als partheiische Aussprüche, Aussprüche, die ganze Nationen, ganze Secten, ganze Partheien, die diesen oder jenen berühmten Lehrsäzzen anhangen, ganz unbedingt verdammen; Es ist unter gewissen Leuten beinahe Mode geworden, von

den izigen Schweizern mehr böses zu sagen als Gottsched nicht von den izigen Franzosen sagt. Sie dürfen sich aber für einer genaueren Untersuchung vielleicht so wenig fürchten, als diese. Wann Sie eine bedächtliche Untersuchung anstellen wollen, so werden Sie in ihren Gedichten Ordnung im Plane, starke und genau gezeichnete Charaktere, Harmonie des Silbenmaaßes, (denn nicht alle Verse enden sich in en) einen Ausdrukk, der so pathetisch, als einfältig, die lebhaftesten Empfindungen der Religion und Tugend, die Ausdrükke der zärtlichsten und reinsten Liebe, und ich gestehe es, auch Fehler antreffen. Ich überlasse es Ihrer eigenen Unpartheilichkeit, ob diese leztere, wann sie auch häufiger wären, als ich es glaube, vermögend sein solten, diese Gedichte, Leuten von Geschmakk und Tugend, gleichgültig oder verächtlich zu machen. Antworten Sie mir bald. Ich bin 2c.

Siebender Brief.

Mein Herr!

Sie haben meine Meinung nicht recht eingesehen, wenn Sie glauben, daß ich alle neuere Schweizerische Dichter verachte, oder daß ich sie deswegen unerträglich finde, weil sie Schweizer sind. Ich nenne die berühmte Männer dieser Nation nie ohne Ehrfurcht, die an der Aufnahme der schönen Wissenschaften in Deutschland so viel Theil gehabt haben, aber diese Ehrfurcht hindert mich nicht, die Fehler zu bemerken, die sie an sich haben, und durch ihr Ansehen billigen. Es ist eine sehr alte Wahrheit, daß die Fehler der grösten Geister die gefährlichsten sind, weil sie leichtlich anstekken, und es ist eine sehr alte Wahrheit, daß ein grosser Geist in gewissen Stükken sehr klein sein kan, und daß auch ein grosser Geist, nachdem er eine Zeitlang groß gewesen, wieder sehr klein werden kan; Die

Dichter, von denen ich rede, haben seit einiger Zeit angefangen, sich ganz und gar über unsere Atmosphäre zu erheben, sie versezzen uns in

ganz andere Reihen der Dinge und unbekannte Gefilde, indem sie unsere Begriffe zu sehr erhöhen, zu sehr reinigen, zu sehr verändern wollen, werden sie eben dadurch unnatürlich. Diese Herren würden mit der Art, mit der Sie sie vertheidiget haben, nichts weniger als zufrieden sein. Ihr Brief will beweisen, daß diese Dichter noch erträglich sein können, sie wollen aber göttlich sein. Sie sind nicht allein überzeugt, daß ihre Gedichte die vortreflichsten sind, sondern sie wissen es nach allen Regeln der Kunst zu beweisen, daß alle andere Arten von Gedichten nichts taugen. Nichts gleichet ihrem Eifer, wann sie auf die Kraft und auf die Vorzüge des deutschen Hexameters zu reden kommen, und nichts komt ihnen unbegreiflicher vor, als daß die verderbte Deutschen, noch gewisse gereimte Gedichte den ihrigen vorziehen können, da es ihnen schon so ofte ist eingepräget worden, daß der Reim nichts als ein obotritisches Klappern ist, worauf ein ieder schimpfen solte, der es mit seinem Geschmakk ein klein bisgen gut meinet.

Es ist mir bisher immer unglaublich gewesen, was man gemeiniglich zu sagen pfleget, daß Milton, seinem Gedichte von dem wiedergefundenen Paradiese den Vorzug für seinem verlohrnen Paradiese gegeben habe; Seitdem ich aber gelesen habe: daß Hr. Bodmer izt*) auf seine gereimte Gedichte mit Verachtung herab siehet, daß er nicht glaubet, in einem andern Verse als dem Hexameter, die deutsche Sprache in ihrem Nachdrukk und mit den ihr eigenen Vorzügen brauchen zu können; so bin ich überzeuget worden, daß es möglich ist, daß ein Verfasser von dem Werthe seiner eigenen Werke ganz verkehrt urtheilen kan.

*) S. die Vorrede zu der neuen Ausgabe seiner Gedichte.

Es ist doch eine sonderbare Sache um die Liebe zu Neuigkeiten, wann ein Schriftsteller meinet eine neue Bahn betreten zu haben, so ist nichts leichter geschehen, als daß er sich recht herzlich darin verliebet; komt ein wenig Weihrauch dazu, den seine Anhänger oder auch er selbst Ihm dieserwegen streuen, so ist zehen gegen eins zu verwetten, daß er alle andere Wege für Irrwege ausschreien, und glauben wird, daß er den Dank ganzer Nationen verdiene. = =

Ein Gelehrter, der aus dem Innersten seines Cabinets, einen neuen Geschmakk, eine neue Denkungsart 2c. 2c. einführen will, und sich dabei gar nicht um die Gebräuche, um die Denkungsart, ja auch um die Vorurtheile seiner Landsleute bekümmert, ist wie ein Naturforscher der einen Saz durch theoretische Schlüsse beweisen will, und sich die Mühe verdrüssen läßt, die Erfahrungen zu machen, die zu dessen Beweis nöthig sind. Dieser wird hundertmahl schlüssen, daß es etwas sei, das doch nicht ist, und dieser wird hundertmahl eine Sache für möglich, nüzlich, und nöthig halten, die sonst niemand dafür erkennen wird. Es ist einmahl gewiß, daß die Schriftsteller und sonderlich die Dichter für den Beifall, und also auch für den Geschmakk des Publici arbeiten; ist es also nicht, auf das gelindeste zu sprechen, eine grosse Unvorsichtigkeit, wenn ein Schriftsteller affectiret, alle seine Vorwürfe aus einem besondern Augpunkte anzusehen, und wann er das Publicum nicht allein zwingen will, alle Sachen aus eben diesem Augpunkte zu betrachten, sondern es auch zu überreden sucht, daß dis der einzig richtige Augpunkt sei, und daß alle dieienigen Unrecht haben, die ihrer eigenen gesunden Vernunft auch ein klein wenig trauen. Man hat dem Grafen Shaftesbury wegen seiner feinen Begriffe von den Bewegungsgründen zur Tugend vorgeworfen, daß er alle Menschen für Lords ansehen müsse, und ich glaube, Hr. Bodmer muß alle seine Leser für Professores Poeseos emeritos halten, die sich

wie er durch eine zwanzigjährige Erfahrung mit einem zierlichen Gewebe von Regeln vertraulich gemacht haben, mit denen sie sich ganz unbesorgt in ihr Kabinet einschlüssen, und bei der praktischen Ausübung dieser Regeln, bei dem Wohlstande, bei den Neigungen ihrer Nebenbürger die Augen fest zudrükken können. Er muß allen seinen Lesern, eben das kalte Blut eines fünfzigjährigen Mannes zutrauen, welches ihm möglich gemacht hat, eine ziemliche Anzahl von sehr langweiligen Erzählungen niederzuschreiben, die er vielleicht in seinem vierzigsten Jahre für das würde erkannt haben, was sie sind, und wofür sie die Nachwelt erkennen wird; er muß ihnen sein kaltes Blut doppelt zutrauen, wann er glaubet, daß sie an einem süssen Gewäsche von platonischer Liebe (welches System sich freilich für niemand besser, als für einen verliebten Alten schikket) und an einer ewigen Wiederholung von seraphischen Tändeleien einen Geschmakk finden können.

O Dichter, denkt an Philomelen,
Singt nicht, so lang ihr singen wollt;
Natur und Geist, die euch beseelen,
Sind euch nur wenig Jahre hold!
Soll euer Wiz die Welt entzükken:
So singt, so lang ihr feurig seid,
Und öfnet euch mit Meisterstükken
Den Eingang in die Ewigkeit.
Singt geistreich der Natur zu Ehren,
Und scheint euch die nicht mehr geneigt:
So eilt, um rühmlich aufzuhören,
Eh ihr zu spät mit Schande schweigt.
Wer, sprecht ihr, will den Dichter zwingen?
Er bindet sich an keine Zeit,
So fahrt denn fort, noch alt zu singen,
Und singt euch um die Ewigkeit.

Herr Wieland ist ein iunger rüstiger Mann, dessen Feuer, zwiefältig ersezzet, was Hr. Bodmern fehlet, seine erhizte Einbildungskraft wird zu einem Enthusiasmus, der ihm die Vorwürfe möglicher Welten so lebhaft vorstellet, daß er es gänzlich vergißt, daß er noch hienieden unter einem Haufen unätherischer Leser wallet, die von einem gedankenschweren Alexandriner und einem Hexameter

that like a wounded snake drags it's slow length along

leider nicht eben die Begriffe haben die Hr. W. hat. Derienige findet gewiß bei ihm keine Vergebung, der zu erkennen giebt, daß er anderer Meinung als unser kunstrichtender Poet, sei, man muß ganz mit Ihm sein, oder man ist wider ihn; eine gute Lunge gehöret dazu wann man vor ihm aufkommen will; seine ganze Kritik ist Lobgesang; clamat enim pulcre! benè! rectè! pallescit super his, stillat amicis ex oculis rorem, salit, tundit pede terram, — — — die Muse des Hrn. Bodmers ist eine betagte Matrone, die die Welt vergißt, weil die Welt sie vergessen hat, die beständig von der Kasteiung des Fleisches redet, und auf die böse verderbte Welt und die verschlimmerten Zeiten schilt. Die Muse des Hrn. Wielands ist ein iunges Mädgen, das auch die Betschwester spielen will, und sich der alten Wittwe zu Gefallen, in ein altväterisches Käppgen einhüllet, welches ihr doch gar nicht kleiden will; sie bemühet sich eine verständige, erfahrne Mine anzunehmen, unter der ihre iugendliche Unbedachtsamkeit, nur gar zu leicht hervorleuchtet, und es wäre ein ewiges Spektakel, wann diese iunge Frömmigkeitslehrerin, noch wieder zu einer muntern Modeschönheit würde.

Sie werden leicht einsehen, mein Herr, daß ich bloß von den Fehltritten, dieser geschikkten Leute rede, und ich erkläre feierlichst, daß ich Ihnen ihre übrige Verdienste gar nicht zu rauben suche. Ich will der erste sein, der die

schönen, die rührenden Stellen, bewundert, die in ihren Gedichten wirklich sich befinden = =

rari nantes in gurgite vasto,

Ich bin Ihnen sehr verbunden, daß Sie mir in Ihrem Briefe gleich als von ohngefehr einige mitgetheilet haben, (ob ich gleich nicht mit allen gleich zufrieden sein kan, und ob sie gleich von der malerischen Art der Dichtkunst sind, die mehr den Verstand des Kunstrichters, als das Herz des Lesers, der sich rühren lassen will, angehet.) Ich versichere Sie aber, daß meine Kritik nicht auf Betrachtung einzelner Stellen beruhet: Lassen Sie uns einmahl unpartheiisch urtheilen; es komt nicht auf einzelne Stükke, sondern auf das Ganze an, es ist nicht die Frage, ob gewisse Stellen einzeln und für sich schön sein, und ob gewisse Charaktere, gewisse Züge, gewisse Wendungen auf unsern Beifall Anspruch machen können, es ist nicht die Frage: ob der deutsche Hexameter in gewissen Fällen etwas vorzügliches habe, und ob er zuweilen unsern Dichtern gelungen sey: es ist nicht die Frage, ob Gedichte, die die Religion und Tugend anpreisen, lobenswürdig sind, und ob die Gedichte der Herren Schweizer in einigen Fällen gute Würkungen haben können; sondern es ist die Frage, ob diese Gedichte denn so durchaus schön, von Fehlern frei, rührend, natürlich, der Kunst des Dichters gemäß, und dem Herzen der Leser angenehm sein, ob diese Dichtart so vortreflich sei, daß sie das Muster der deutschen Dichtkunst zu werden verdiene, ob es wahr sei, daß man die deutsche Sprache, bloß durch den Hexameter, in ihrer völligen Stärke gebrauchen könne, ob alle Hexameters unserer Dichter, stark, flüssend, rein, ja ob sie nur richtig sind, ob die Beschuldigung daß diese Gedichte, von kindischen Tändeleien, langweiligen und unpoetischen Beschreibungen, von altäglichen Gedanken, von Dingen die gar nicht zur Sache gehören, und von wirklichen non-sense sehr öfters verstellet werden, falsch sey? ob diese Dichter es

wagen dürfen, gleich einem Boileau, Racine, Pope, Haller, Hagedorn, den Werth eines ieden einzelnen Verses in Absicht auf sich und auf das Ganze untersuchen zu lassen? und ob endlich diese Dichter Ursach haben ihrem Vaterlande zu ihren Gedichten Glükk zu wünschen, und davon ohne Scheu die Epoche des guten Geschmakks in Deutschland anzufangen? Dieses ist es, was ich auf das feierlichste verneine, und was das Publikum schon längst durch die wenige Aufmerksamkeit, der es diese Gedichte gewürdiget, verneinet hat. Man darf sich durch die gewaltigen Machtsprüche einiger Lobredner von Profession eben nicht sogleich hintergehen lassen, man untersuche die Vorwürfe gründlich, und nicht in einer Art von Enthusiasmus, der mit einer kunstrichterlichen Bitterkeit vermischet, dem Leser keine Zeit lassen will zu überdenken, ob man ihm Wahrheiten oder Gaukelwerke vorlege; wie werden da die seraphischen Schönheiten fliehen!

Ich bin mit Ihnen vollkommen überzeugt, daß der Plan und die Ausführung des Noah einen ieden aufmerksamen und der Kunst des Dichters nicht ganz unkundigen Leser in Erstaunen sezzen muß, aber folgt hieraus nothwendig, daß er gefallen muß? Ich will gerne zugeben, daß das erhabene Genie des Hrn. Bodmers die treflichsten Bilder, die lebhaftesten Vorstellungen, die malerischsten Beschreibungen darin angebracht hat, und Sie thun mir Unrecht, wann Sie glauben, daß ich meine, daß Er auf einmahl ganz und gar gefallen sei; aber wie vielen Lesern wird es nicht unerträglich sein, sich in dem Vergnügen über edle Gedanken und andere poetische Schönheiten, durch beständige Unterbrechungen von Tändeleien, von langweiligem Gewäsche, unerhörter Versifikation u. d. g. stören zu lassen; der Vorzug des Noah für den kleinern Geburten die ihm nachgefolget sind, ist mehr als zu ausgemacht, aber ist er ein Meisterstükk des menschlichen Wizzes, das Muster

der Dichtkunst, das in die Stelle der Regeln gestellt werden kan, das die Homere, die Virgile, die Miltone verdunkeln wird?

Die Nachahmung der alten Griechen und besonders der ihnen eigenen Einfalt in der Erzählung und dem Ausdrukke ist ein allgemeines Rüstzeug, mit dem sich unsere Dichter wider die meisten Beschuldigungen schüzzen wollen, sie nennen dahero ihre Hexameters vorzüglich ein griechisches Silbenmaaß, und wer weis, ob sie nicht noch den unnöthigen Gebrauch fremder Redensarten, seltsamer Ausdrükke, und falscher Construktionen mit den griechischen Dialekten werden entschuldigen wollen. Es ist ohne Zweifel nichts schwerer als diesen alten Mustern die Einfalt der Natur, die noch durch keine Kunst verschönert war, abzulernen, aber nichts ist zugleich nöthiger, als die Wendungen, die den damaligen Zeiten eigen waren, nicht in unsere Zeiten zu versezzen, wo sie eben so wenig Beifall finden können, als leicht sie an den alten Dichtern zu entschuldigen sind. Der Engel, der sich eine Feder aus dem Flügel reißet, und sie an die Brust einer Taube sezzet; die Riesen, die in einen Eichbaum geklemmet werden; der Eierkuchen, den die Patriarchen einander vorsezzen, sind solche Mährgen, die allen Wiz der Kunstrichter erschöpfen würden, wenn sie in einem alten Dichter ständen, und die bei einem neueren Dichter ganz und gar nicht zu entschuldigen sind, da diese seltsame Begriffe von keiner Nothwendigkeit waren, und was den ersten anbetrift, Klopstokk*), die vortreflichsten Beispiele gegeben hat, wie man die Geister auf eine edlere Art den Sinnen darstellen kan, als wann man miltonische Riesen aus ihnen schaft.

Eine andere Quelle vieler unangenehmen Züge, die die Gedichte des Hrn. Bodmers verstellen, sind ohne Zweifel die Minnesinger, oder die Dichter aus dem dreizehnten

*) = = aus einer helleuchtenden Morgenröthe schuf er sich einen ätherischen Leib.

Jahrhunderte, von denen Er bekanntermassen einen Codex aus Frankreich erhalten, und ganz abgeschrieben hat. Es ist nicht zu läugnen, daß diese alte Sänger viel gutes, sonderlich wann man ihr Jahrhundert dabei betrachtet, enthalten, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er ihnen die naive Wendungen zu danken hat, die ihm öfters geglükkt sind, allein es ist auch ausser Zweifel, daß er durch ihre fleissige Durchblätterung, den Geschmakk an altväterischen Zügen, alzukleinen und unwürdigen Ideen und den rittermässigen Abentheuren gewonnen hat, welche machen, daß seine Gedichte so oft aussehen als wann sie von Klinsoren oder Meister Stoll gemacht wären. Eine Bekanntschaft von etlichen Jahren hat ihn mit den abentheuerlichen Mährgen und wunderbaren Erzählungen so vertraulich gemacht, daß er das ungereimte daran übersieht, und bey einer guten Absicht, bei einer guten Lehre, bey einer ungewohnten Wendung die ihm neu scheinet, stehen bleibt, und das für vortreflich ausgiebet, was bloß fremde ist.

Da alle schöne Künste die Natur nachahmen, so ist es eine längst ausgemachte Sache, daß bloß derienige Wiz vortreflich ist, der natürlich ist. Bei einem erhabenen, lebhaften, scherzhaften Gedanken, ist diese Uebereinstimmung mit der Natur in etwas verwikkelt: Wir empfinden durch den Geschmakk sogleich die Vortreflichkeit des Gedankens und durch eine Reihe undeutlicher oder klarer Vorstellungen, indem wir ihn mit der Sache vergleichen, bei der, er vorkomt, wird uns seine Uebereinstimmung mit der Natur begreiflich, obgleich nicht in allen Fällen deutlich. Das Vergnügen, welches die Seele über die Entdekkung der Richtigkeit des erst fremde scheinenden Gedanken empfindet, vermehret seinen Werth. Die Wendung hat also einen grossen Theil an der Schönheit des Gedankens, der sonst vielleicht gemein sein kan; wenn man hingegen in dem engsten Verstande die Natur nachahmet, indem man sie

schildert, wie sie ist, ohne ihr die Reize der Kunst zu leihen, so waget man ein ungleich schwereres Unternehmen; weil man die schönste Seite der zu schildernden Sache wählen muß, weil die Wendungen unnüz und schädlich werden, oder wenigstens so unmerklich sein müssen, daß sie von der Einfalt der Natur unmittelbar hervorgebracht scheinen. Die natürliche Gedanken gleichen den hellen Farben auf welchen der kleinste Flekk zu sehen ist, und es ist im übrigen nichts leichter geschehen, als daß ein unbedachtsamer Dichter sophistische Schlüsse denienigen in den Mund leget, aus denen die blosse Natur reden soll, und, daß er ein süsses Spiel von spizfindigen Concetti an die Stelle der edlen Einfalt sezet, die den Hauptcharakkter der ungeschmükkten Schreibart ausmachet. Wenn man die Gedichte, von denen ich bisher geredet habe, mit kritischen Augen durchgehet, so wird man auf ieder Seite Beispiele von dieser Art antreffen, denn so wie es die Hauptneigung unserer Dichter zu sein scheinet, ungekünstelt und naif zu schreiben, so ist es ihr gemeinster Fehler, daß sie ins spielende verfallen, wann sie natürlich zu denken vorgeben. Ich will ein paar Exempel anführen, so wie sie mir sogleich in die Augen fallen. Z. E. aus dem Gedicht Joseph und Zulika:

Zulika warf die übelbewahreten Augen auf Joseph,
Aber sie zog sie schnell von Josephs Augen zurükke
Wie von Pfeilen verlezt die aus denselben geschossen
Ihnen begegnet wären: doch schienen die Stich ihr so lieblich
Daß sie den Blikk wiederholt, und im Wiederholen ihn heilte.

Ist hier nicht die läppischste Tändelei in den beiden lezten Versen. Gleichwohl hat dieser nichtswürdige Gedanke dem Hrn. B. so wohlgefallen, daß er ihn in einem Werklein über eben diese Geschichte unter dem Titel der keusche Joseph (welches er ein Trauerspiel zu betitteln beliebt hat)

beinahe mit eben diesen Worten wiederholet. Wie dunkel und weitschweifig ist der dritte Vers und der Anfang des vierten. Doch ferner aus dem Gedichte Jacob und Rachel.

Von Ihr nur einen Blikk zu gewinnen bezahlte mir Hymnen
Ihre Freundschaft begeisterte mehr als die Gabe des Weinstokks,
Honig treufelt von ihren Lippen, und unter der Zunge
Führte sie Milch; sie war ein wohlbewahreter Garten
Eine verschlossene Quell; ein engelversiegelter Brunnen.

Meine Gegner würden den vermuthlich mit einem Auge voll Mitleid ansehen, der ihnen sagen wollte, daß ein Frauenzimmer dem Honig von den Lippen treufelt, und das Milch unter der Zunge hätte, einen sehr abentheuerlichen Anblikk geben würde, sie würden alle ihre locos communes von der Kunst des Dichters und den poetischen Farben hervorsuchen, um zu beweisen, daß dieser Ausdrukk eine Metapher ist, bey der man nicht an den Wortverstand, sondern an die bezeichnete Sache denken muß; wann nun also eine Metapher, ungereimt für sich sein kan, wann sie nur die bezeichnete Sache einigermassen anzeiget, so ist Hr. Gottscheds, Wezstein der Flöten, ein völlig erlaubter Ausdrukk, weil man aus dem Zusammenhange den Verstand desselben leicht einsehen wird, obgleich die Metapher widersinnisch und lächerlich ist; ich bin nicht so glükklich zu wissen, warum Ribka, ein wohlverwahrter Garten, eine verschlossene Quell' und ein engelversiegelter Brunnen heist, aber das weis ich, daß einer, der boshaffter wäre als ich, davon Anlaß nehmen könte, mit leichter Mühe die ganze Stelle erschrekklich zu turlupiniren, der lezte Ausdrukk hat gar keinen Verstand. Doch ich gehe weiter:

Wer sie siehet, so sprach der Schäfer, der bleibt auf ihr hangen
Und er versäumt sich die Augen von ihr zurükke zu nehmen;
Liebe läßt ihm ein fiebrisches Schlagen zum Erbe
Und er küsset sich Heil auf dem Pfad worauf sie getreten
Wo sie nur gehet haucht aus der Erden ein Weihrauch von Mirrhen
Aber mehr als ihr wohlriechender Oden besieget die Herzen
Ihrer Tugenden Weihrauch, der von ihr wehet.

Es gebührte sich, daß diese Stelle von der natürlichsten Einfalt voll wäre, da ein Schäfer die Schönheit einer Schäferin ganz ungekünstelt beschreibet, aber ausserdem, daß sie viel zu prächtig sein würde, wann sie auch in sich richtig wäre, so ist sie voll des abentheurlichsten Zeuges. Rahel muß entweder ausserordentlich schön, oder erschrekklich heßlich gewesen sein, weil derienige, der sie ansahe, sogleich mit einer seltsamen Art von Fieber befallen wurde, das nicht eher geheilet werden konte, biß der Patient einen Fußtapfen von der Schöne geküsset; Eine Kur, deren Ursach, einen künftigen Kunstrichter, der einmal Noten über dieses Gedichte schreiben wolte, viel zu schaffen machen dürfte; Was daran schuld gewesen, daß wo die Schöne gegangen, ein Weihrauch von Myrrhen, nicht etwa von ihr, sondern aus der Erde gehauchet, ist auch nicht wohl zu errathen. Den Weihrauch der Tugenden, der von ihr wehet mit ihrem wohlriechenden Odem zu vergleichen, und zu sagen, daß iener die Herzen mehr besiege als dieser, ist der ärgste non-sense, der erdacht werden kan. Noch mit ihrer Erlaubniß ein Exempelgen aus dem gepriesenen Noah, welches sich so ziemlich selbst lächerlich macht. Ein Jüngling sagt zu einem Mädgen:

Du bist nicht eins der Mädgen, für welchen mein Vater
uns warnte,
Hütet euch, sprach er, für ihm, es hauchet Gift in den
Busen,
Mit den Worten, der Tod ist in seinen mördrischen Augen.
Worauf das Mädgen ziemlich leichtfertig antwortet:
Ich bin der Sprache nicht kundig,
Gift mit den Lippen hauchen, und Tod mit mördrischen
Augen.

Ja warlich, ich und viele vernünftige Leute sind derselben auch nicht kundig. Es ist überdem nicht alzu artig, daß Noah seinen Söhnen eben solch närrisch Zeug eingebildet hat, als Fontainens Bruder Philipp, seinem Pflegesohne.

Ich bin müde mehrere Stellen anzuführen, die leztere kan zugleich einen Beweiß ablegen, wie viel niedrige, des Heldengedichts unwürdige, Tändeleien und nichtswürdige Dinge unsere Dichter unter dem Vorwand der natürlichen Schreibart und der kleinen Umstände, die ein Gemählde lebhaft machen, in ihre Gedichte einflechten; Sie wollen diesen wichtigen Fehler zwar für keinen Fehler annehmen, und behelfen sich allezeit mit den gemeldeten Ausflüchten; Sie lassen sich durch nichts abhalten, Stellen von dieser und noch schlechterer Art für schön, richtig und poetisch zu erkennen, sie mögen zu dem Ganzen ein Verhältniß haben wie sie wollen, und sie mögen am rechten Ort stehen oder nicht; Ich weiß ihnen nichts deutlichers entgegen zu sezzen, als einige Worte aus Boileau's Dichtkunst:

Soyez vif et pressé dans vos narrations
Soyez riche et pompeux dans vos descriptions
C'est là qu'il faut des vers etaler l'elegance
N'y presentez jamais de basse circonstance
N'imitez pas ce fou, qui decrivant les mers
Et peignant au milieu, de leurs flots entr'ouverts

L'Hebreu ſauvé du joug de ſes injuſtes maîtres
Met, pour le voir paſſer, les poiſſons aux fenêtres
Peint le petit enfant, qui va, ſaute, revient
Et joyeux à sa mère offre un caillou qu' il tient.

So urtheilt Boileau, aber ganz anders würde ein Wieland geurtheilet haben: „Man ſehe, würde er geſagt haben, wie ſorgfältig unſer Dichter in Beſchreibung der kleinſten Umſtände iſt, wie deutlich zeigt er nicht das Erſtaunen der Fiſche an, welche durch die aufgethürmten Waſſerwogen die vorher nie geſehenen Fremdlinge durchgehen ſehen; Wie artig iſt nicht das Bild des kleinen Kindes, welches in aller Unſchuld herum ſpringet, ein Kieſelſteingen vom Grunde aufhebet, zurük läuft, und es voll kindiſcher Freude ſeiner Mutter bringet; Welche anmuthige Phantaſey unſers Dichters!„

So müſte Hr. Wieland von dieſer Stelle urtheilen, weil er von Stellen von eben ſolcher Beſchaffenheit nicht anders geurtheilet. Und wer iſt uns dann gut dafür, daß wir nicht zu ſeiner Zeit von des Hrn. Bodmers fruchtbarer Feder ein Gedicht über den Durchgang durch das rothe Meer zu leſen bekommen, worin vermuthlich unſer Hofnungsvoller Knabe ſein Kieſelſteingen, und wer weiß noch welcher artige Umſtand anzutreffen ſein wird; Es iſt denn zu vermuthen, daß man acht Briefe hinzufügen wird, worin die Feder, die es ſo gründlich bewieſen hat, daß Pope ſeinen Homer nicht einfältig genug hat reden laſſen, ebenſo freigebig ſein würde, zu beweiſen, daß Boileau, weder den Homer, noch die wahren Gründe der Dichtkunſt, noch die Kraft der einfältigen Schönheiten gekannt haben müſſe, da er ſich nicht geſcheuet, über Dinge zu ſpotten, die alle Augenblikke in den Gedichten der Herren Schweizer vorkommen; der Herren Schweizer, die ſo groſſe Kenner der Alten ſind!

Es ist gewiß, daß die grosse Eilfertigkeit und die unerhörte Fruchtbarkeit dieser Herren ein schlimmes Vorurtheil wider ihre Werke darbietet. Horaz verlangte neun Jahre zur Ausarbeitung eines einzigen vollkommenen Gedichtes, und unsere Dichter liefern bei nahe in einem Jahre neun epische Gedichte, und behalten noch Zeit übrig; Solte eine so kurze Zeit zu Unternehmungen von so grosser Wichtigkeit wohl hinlänglich sein? Mich dünkt man siehet ihren Gedichten die Eilfertigkeit nur gar zu sehr an, mit der sie niedergeschrieben sind: Ausserdem daß es wirklich schwer zu bestimmen ist, unter was für eine Classe ihre kleinere Gedichte als Gedichte betrachtet, eigentlich gehören, so wird man weder Ordnung noch Einförmigkeit in dem Plane antreffen. Man liefert uns eine trokkene Historie, von der wir nicht wissen, warum sie uns der Dichter erzählet, weil sie uns nicht mehr intereßiret, als zehen andere, die er eben so gut hätte wählen können; Er hat durch altägliche Wendungen sie mit Dichtungen unterflochten, die eben so gut hätten wegbleiben können, und häuft so lange Hexameter auf Hexameter, bis er, nachdem er seine Geschichte durch einige Bogen gezerret hat, endlich zu unserm Vergnügen aufhöret, und nebst der Freude über sein Stillschweigen, die traurige Erwartung, daß er bald wieder anfangen möchte, zurükke läßt. Die Sorglosigkeit des Planes erstrekket sich auch über die Ausführung, ihr werdet schwerlich bei iedem Hexameter etwas anders bemerken, als daß der Dichter nur gesucht hat, ihn voll zu machen. Ist es aber nicht die Schuldigkeit eines Dichters qui nil molitur inepte, einen ieden Ausdrukk seinem Vorwurf anzumessen? Hieraus entstehet ia das angenehmste in der Dichtkunst, die Verschiedenheit der Wendungen, die einem ieden Vorwurf das ihm gehörige Licht giebt, das feine und das richtige in den Gemählden, daß iede Aussicht aufs genaueste unterscheidet, das bei der angenehmsten Abänderung doch immer einfach

bleibet; Suchen Sie diese Eigenschaften bei unsern Dichtern, sie werden sie vergebens suchen: Wann sie wechseln, so fällt man aus einem blendenden Schimmer, in eine unvernehmliche Demmerung, hier sind keine feine Nüancen, keine richtige Verhältnisse der Ausdrükke untereinander; ein wilder Glanz streichet über alle Gegenstände, ohne sie zu erleuchten; Eine Menge von Begriffen, oder vielmehr von Worten, in die sich die Dichter verliebt haben, finden sich beständig, ohne auf ihre gehörige Bestimmung zu sehen: seraphisch, zärtlich, harmonisch, chaotisch, lächelnd, Mädchen, Entzükkung = = ach Entzükkung, welches entzükkende Wort. Mir fällt gleich ein kleines brauchbares Exempelgen hiervon in die Augen, es wäre nicht zu verantworten, wann ich ihnen diese entzyckende Accente nicht in dem festlichen Kleide der lateinischen Buchstaben vorlegte:

— — So bald du dein antliz
Vor mir enthyltest, so ging ein sysdurchdringender Schauer
Durch mich, und holte von allen adern das leben der sele
Mir in die augen hervor, ich ward nur aug, und empfand nur
Deinen entzyckenden blick; ich zerflofs in syffer entzyckung,
Und empfand vor Entzyckung mich selber nicht mehr so geschiehet
Einem der Engel siehet und vor starker entzyckung kaum lebet.

Die Anmerkung, die ein kritischer Freund des Herrn Verfassers zu dieser Stelle gemacht hat, ist viel zu allerliebst, als daß ich Ihnen nicht einen Theil davon mittheilen solte; Welche heftigkeit, sagt unser Enthusiastischer Kunstrichter, welche styrmische bewegungen! welche entzyckungen!

(ia leider! leider! nur allzuviel) und doch war Sichem ein edler Jyngling — — — diejenigen, die ein weiſſer weiblicher Hals verſteinern kan, koennen leicht abmeſſen, wie ſehr ein ſchoenes Geſicht, wann es uns etwas ganz neues iſt, rühren muſs, da daſſelbe nach dem Zeugniſſe aller Simmetrieverſtaendigen, das ſchoenſte iſt, das wir in der Natur finden, oder mit der Phantasie erſinnen moegen — — Daher komt es, daſs uns ein Maedchen in entzyckung verſezen kan, da doch alle Maedchen in der ganzen Welt nicht gut genug ſind, daſs eine edle Seele um ihretwillen nur einen Augenblick aus ſich ſelber komme, daher komt es — — ia daher komt es, daß ich nicht weis, ob ich über den Hrn. Verfaſſer lachen, oder weinen ſoll? Ich hoffe übrigens, daß Sie dieſen höflichen Schweizer, dem ſchönen Geſchlechte, zuſamt dem entzyckenden Complimente, das er demſelben ſo unverhoft macht, empfehlen werden. Sie können es ganz ſicher thun, dann es iſt leicht einzuſehen, daß der Zorn des ganzen ſchönen Geſchlechts dieſe edlen Seelen, ſo wenig aus ihrer Faſſung werde ſezzen können, als das Auszıſchen des ganzen Publici, das ſie ſchon ſo großmüthig ertragen haben!

Dieſe Unempfindlichkeit kommt aus einer enthuſiaſtiſchen Hizze her, die ſie über die Warnungen der geſezten Kritik hinweg trägt. Dieſe macht, daß ſie ihr Syſtem und ihre poetiſchen Schwärmereien ſo lebhaft betrachten, als wann ſie Wahrheiten vor ſich hätten, und daß ſie das ungereimte zu weit getriebener Erdichtungen, übertriebener Gleichniſſe, und aus ihrer Stelle verſezter Wendungen nicht wahrnehmen. Wann Hr. Bodmer unter andern ſchönen Geſchichten, die er uns von der antidiluvianiſchen Welt vorſinget, auch einen epiſchen Dichter, ſeines Namens Elihu, hervorbringet, ſo werden ſchwerlich alle Leſer, dieſe an ſich ſelbſt höchſt unnöthige Erdichtung billigen. Wann aber

Hr. Wieland in einem andern Gedichte den Beistand der Muse, die diesen Elihu begeistert hat, anrufet, so heist dieses eine Erdichtung bis zu einem sehr hohen Grad des Abgeschmakten treiben. Der Poet ist niemals berechtiget, dem Hange einer wilden Hizze zu folgen, und vielleicht ist dieses nirgend leichter, als in den reimfreien Gedichten, zumahl wann die Zuversicht auf seine gute Eigenschaften, den Dichter verhindert, mit der Behutsamkeit zu arbeiten, die diese Dichtungsart besonders erfordert, und die verschiedene sonst geschikte Leute nur gar zu sehr verabsäumet haben. Ich sezze daher ein gar zu grosses Mißtrauen in dieienigen, die, wie man seit einiger Zeit zu sagen anfängt, sich vornehmen, Kloppstockisch zu dichten. Der Ton dieses grossen Geistes ist für die kleinen Sänger viel zu hoch, und nie werden sie lächerlicher als wann sie sich mit ihm messen, oder ihm nachahmen wollen. Ein übermäßiges Feuer ist ein so zweideutiges Kennzeichen eines guten Dichters, daß

For one inspir'd ten thousand are possesst.

Der schon an sich falsche Saz, daß man die deutsche Sprache nur durch den Hexameter in ihrem völligen Nachdrukk brauchen könne, verdienet noch weniger Achtung, da es gewiß ist, daß er bloß der ungezähmten Begierde sich von andern zu unterscheiden, und geschwinder zu schreiben, als es bei den ordentlichen Versarten geschehen kan, seinen Ursprung zu danken hat. Die Versart und das Sylbenmaaß trägt unmittelbar nichts zu der Schönheit eines Gedichts bei. Das Publicum urtheilet von den gereimten und den Reimfreien Gedichten des Hrn. Bodmers ganz anders, als er selbst kürzlich davon geurtheilet hat. Und wann man den Vorzug der Schriften des Hrn. Wielands bestimmen wolte, so würden zwar vermuthlich Briefe den Preiß erhalten, aber gewiß nicht die ungereimte Briefe der Verstorbenen. Ich habe mit Ihnen, mein Herr, nur bloß

von den Häuptern dieses Geschmakks geredet, ohne mich an eine Anzahl ihrer Landsleute zu kehren, die unter ihrer Fahne dienen, oder der Ausschweifungen iunger Mitglieder deutscher Gesellschaften in unsern Gegenden zu erwähnen, von denen sehr viel zu erzählen wäre, wann es die Mühe belohnte, Geschichten zu erzählen, die Mährgen ähnlich sehen, und die nach alle dem nicht viel Aufmerksamkeit verdienen. Man kan unserer Nation, seit Opizens Zeiten, den Vorwurf machen, daß unsere Dichter mehr aus einem Ohngefähr, als aus einer richtigen Kenntniß des Schönen, ihre beste Werke hervorgebracht haben. Unsere allzugrose Hastigkeit hat die Regeln der gesunden Kritik, die einen Corneille, Flechier, Pope, gebildet haben, nie bei uns einen so festen Fuß fassen lassen, als es zu wünschen wäre. In den Werken unserer meisten Dichter findet man eben so viel Spuren der Pedanterei, als der Nachläßigkeit. Izt, da kaum einige vortrefliche Geister angefangen, einen bessern Geschmakk zu zeigen, und da uns einige zu gutwillige Patrioten schon, wer weiß wie viel Gutes, von dem Ruhme des deutschen Wizzes vorsagen, sehen Unpartheiische an den Ausschweifungen der beiden Partheien, die sich noch immer die Herschaft über den deutschen Wiz anmaßen, wie weit wir von der Höhe entfernt sind, die wir erstiegen zu haben glauben; Die Verbindungen, die die wizzigen Köpfe untereinander haben, machen, daß diese Ausschweifungen noch von Männern gebilliget werden, von denen man es sonst nicht vermuthen solte. Da ich das Glükk habe, mit niemand in Verbindungen von dieser Art zu stehen, so hat mich nichts abhalten dürfen, Ihnen meine Gedanken von den Fehlern der einen Parthei, die ich sonst vor der andern hochschäzze, ganz zu entdekken, und Sie können von diesen Gedanken einen Gebrauch machen, den Sie für gut finden. Ich bin 2c.

Der achte Brief.

Mademoiselle!

Ich muß mich für Sie schämen, daß Ihnen die neue Sammlung von Oden mit Melodien noch unbekannt sind, und daß ich Ihnen den herausgekommenen ersten Theil davon erst izo übersenden muß; Sie sind ja doch nicht so weit von Berlin entfernet, daß Sie ihre unvergebliche Unwissenheit mit Ihrem Aufenthalt auf dem Lande entschuldigen könten; Ich weiß, daß Sie gerne singen, und daß Sie eben nicht so gar gerne französisch singen, und daß Sie öfters den reizenden Hagedornischen Liedern bessere Melodien als die Görnerischen, gewünschet haben; hätte es Ihnen dann nicht einmal einfallen können, Hrn. * * *, oder Hrn. * * * zu fragen, ob sich in Berlin, in Berlin, dem Sammelplaz der Musik, nicht irgend ein Musikus gefunden habe, der das allgemeine Vergnügen und die Ceremonienfreie Freude, durch ein solches Unternehmen hätte beleben wollen. Ueberlegen Sie zur Strafe für Ihre Nachläßigkeit, das Vergnügen, das Sie aus diesen Liedern hätten schöpfen können, und das Sie nicht geschöpfet haben. Eben in ihrem reizenden Aufenthalte sind diese freudigen Gesänge zu Hause:

Beim Wasserfall, dort auf der holden Flur,
Wo in dem Schooße grüner Dunkelheiten
Des Bachus Nymphe Du und die Natur
Mit sanften Zwiste um den Vorzug streiten,
Dort in dem Wald am nahen Wiederhall,
Den, lauter Scherz, geselliger Freunde lachen,
Vertraulichkeit, vereinter Lieder Schall,
Und unentweihte Lust beschäftigt machen
Dort in dem Thal, gleich Tempens heilgen Aun,
Das unentzükkt die Schönen niemals schaun;

In dem Apoll den Dichtern gern erscheinet,
Hieher begleite Dich der Sohn Apollens Graun,
Mit dem man willig lacht und ungezwungen weinet,
Der Kleist den Bach verschönert nicht entehrt,
Der Hagedorn den Quanzens Ton nicht schändet,
Der Leßing und der Gleim die Amor selbst gelehrt
Und Benda's Lied, bei dem, wann es die Gegend hört,
Die Nachtigall die sanften Klagen endet,
Und lauschend horcht. Doch wann der rauhe Nord
Den freudigen, nie gnug besuchten Ort
Zur Wüste macht, und nun die Stadt dich siehet,
Wann Deiner Freunde Zirkel, Staatsbesuchen weicht
Voll steifen Anstands, den die Freude fliehet,
Wo man sich ungerichtet niemals zeigt,
Nie unverläumd't gefällt, wo man für dem sich neigt,
Den man verachtet, und sich öffentlich vielleicht
Die küssen, die sich gern ermordet hätten,
Wird dann von dir, die oft das Ceremoniel verlezt,
Die unvergnügte Schaar noch eines Liedes werth geschäzt,
So sei es steif wie sie, und so wie's sie ergezt,
Wie Gottscheds schlechtes Lied, das Thilo schlechter sezt,
Wie Stoppens frostger Wiz und Görners Menuetten.

Eilen Sie, weil Sie noch in dem Aufenthalte der Grazien wohnen, die Schönheiten dieser Lieder zu empfinden. Ein Beifall wie der Ihrige, ist der höchste Zwekk des Dichters, und des Musikus, und dennoch bin ich gewiß, daß Sie Ihren Beifall nicht zurük halten könten, wann Sie auch wolten.

Wann von diesen Liedern in unsern Gesellschaften der Gebrauch gemacht wird, der davon gemacht werden solte; so kan der gute Geschmakk durch dieselben einen wichtigen Vortheil bei uns gewinnen. Ich stelle mir denselben so lebhaft vor, daß ich in die Versuchung gerathe, Sie davon zu unterhalten. So was gehöret nun wohl nicht eigentlich

in einen Brief, zumahl in einen Brief an ein Frauenzimmer, aber ich weis, daß Sie Betrachtungen lieber lesen, als Complimente, und daß Sie = = daß Sie = = ich war im Begriff, Ihnen à propos von Complimenten ein sehr abgeschmakktes Compliment zu machen; Ich wolte sagen: Sie hätten einen recht männlichen Verstand; Ich würde Ihnen aber nicht allein etwas sehr abgeschmakktes, sondern auch etwas sehr unwahres gesagt haben, dann Sie haben einen weiblichen Verstand, so weiblich, als der Verstand unserer deutschen poetischen Männer männlich ist.

Gut! ich erkläre es zugleich, daß ich den Liedern, zu der wichtigen Unternehmung, davon ich eben gesagt habe, Gehülfen geben will, keine geringere Gehülfin, als Sie selbst und Ihre Gespielinnen. Denken Sie nicht, daß Sie Ungeheuer bändigen sollen; sie sind ganz zahm: Es sind gewisse Herren, die in ihr bisgen männlichen Verstand so verliebet sind, daß sie denselben allein für Verstand halten; Sie sind sehr glükklich, wann sie sich über den Horizont ihrer ernsthaften Gedanken nicht wagen, durch welche sie Anspruch auf die Hochachtung vernünftiger Leute machen können. Einige unter ihnen aber stellen eine sehr merkwürdige Figur vor, wann sie sich mit gewissen Dingen einlassen wollen, die die grosse Welt, Artigkeit, Wiz, Delicatesse, und überhaupt eine ungezwungene Art zu denken nennet. Die merkwürdigsten unter ihnen sind die maegdenfreundliche Herren, die sich geneigt zu dem schönen Geschlecht herablassen, und wann es an Ihnen läge, so viel Pedantinnen machen würden, als Pedanten sind. Ich wünschte es diesen Herren, daß sie sich öfters in Geselschaft von Schönen Ihrer Art befänden, so würden sie gewisse Begriffe, die sie aus ihren Hörsälen, und aus ihren Cabinettern, mitgebracht haben, zu vergessen suchen, eher sie sich in das Reich des Geschmakkes wagten. = = Also meinen Sie, wann ein junger Herr einer Dame bei dem Heraussteigen aus der Kutsche

die Hand bietet, und ihr ein galantes Nichts vorsagen kan, daß er dadurch zum Poeten werde? = = Nein, Mademoiselle, einen so weitläufigen Umgang verstehe ich nicht, ich verstehe den freundschaftlichen Umgang, die ungezwungene Geselschaften, wo man den besten Antheil der Menschheit, der Freude, ihren Lauf lässet, ohne den Wohlstand zu beleidigen; kurz die Geselschaften, die würdig sind, daß in ihnen Hagedorns und Gleims Lieder gesungen werden. Wann wir diese in unsern Geselschaften, an die Stelle frostiger und unnüzzer Gespräche, oder der Karten sezten, so würden wir einer ungezwungenen und gesitteten Freude Gelegenheit geben, sich bei uns auszubreiten, und unsere Geselschaften würden nicht so oft matt und langweilig werden. Unsere iunge Dichter werden die wahren Schönheiten unserer liebenswürdigsten Dichter einsehen lernen, und sich von unglükklichen Nachahmungen abhalten lassen, wann ein schöner Mund die Lieder derselben singen wird.

= = Und manches Wort, das viele nicht empfunden
Durch seine Stimm in aller Herzen dringt.

Die zärtlichsten Franzosen, ein Chaulieu, ein Chapelle, ein Remond, ein Coulange, haben sich in den ungezwungenen Geselschaften, die in ihrem Lande Mode sind, gebildet; Wir solten ihrer freien Aufführung mehr nachahmen, als ihren Thorheiten; Wir solten unsere iungen Personen beiderlei Geschlechts, einen öfteren unsträflichen Umgang mit einander zu verschaffen suchen, alsdann würden wir nicht allein geselliger, und angenehmer werden, wir würden uns in der Geselschaft der Frauenzimmer nicht allein vor tausend kleinen Unanständigkeiten in acht nehmen, die unsere Philosophen ihrer Aufmerksamkeit unwürdig halten, und die gleichwohl so sehr in das Gesichte fallen, als Sprachfehler, die ein schöndenkender Schriftsteller macht, sondern der gute Geschmakk unserer schönen Geister würde

sich auch früher bilden, und sie würden nicht meistentheils mit so ausserordentlich schlechten Stükken ihren Anfang machen. Es giebt viele unter unsern Dichtern, sonderlich in den niedrigen Dichtungsarten, die bloß deswegen mittelmäßig sind, weil es ihnen an Kenntniß der Welt fehlet: Sie haben die beste Anlage, es fehlet ihnen auch nicht an Geduld zur Ausarbeitung. Aber ihre Erfindungen sind trokken und ohne Anmuth, und alle ihre Gedanken verrathen das, wovon ihr Verfasser Profeßion macht, Philosophie, Gelehrsamkeit, oder was es sonst sein mag, sie würden die Hofnung bald fahren lassen, mit solchen Dingen zu rühren, wann sie von ihren Hauptgeschäften öfterer entfernet wären, und sich in artigen Geselschaften überzeugten, daß sehr wenige Leute alle Sachen aus einem Augpunkte ansehen = = Doch, Sie können zwar Betrachtungen lesen, aber ich will ihre Geduld nicht zu sehr mißbrauchen. Warum solte ich es auch erst beweisen, daß das deutsche Frauenzimmer aus Pedanten, wizzige Köpffe machen könte, sie haben wohl noch wichtigere Thaten verrichtet, und das Glükk, das doch auch ein Frauenzimmer ist, macht ja wohl aus Gärtnern, Könige! Urtheilen Sie, Mademoiselle, aus diesem Einfalle, ob Ihrer Verbesserung auch noch nöthig hat,

Dero ergebenster Diener.

Der neunte Brief.

Mein Herr!

Es hat mich immer verdrossen, daß Wernike, ein Mann, der der deutschen Nation so viel Ehre macht, als irgend ein anderer, dennoch bei seinen Landsleuten in so gar weniger Achtung stehet, da er sie gewiß für allen

wizzigen Köpfen seiner Zeit, und für manchen unsterblich sein wollenden Geist der izigen Zeit verdienet. Es ist auch zu verwundern, daß, nachdem man kürzlich in der Schweiz eine neue Auflage seiner Gedichte besorget, er dennoch nur von einigen besondern Liebhabern der schönen Wissenschaften gelesen wird, und daß unter zwanzigen, die doch wohl Günthern, Pietschen und Bessern rühmen, kaum einem Wernikens Name bekant ist. Er war ein Mann, der die Wissenschaften, nebst den alten und neuern Sprachen, vollkommen inne hatte, er hatte sich durch die Kentniß der Welt und der Ausländer, einen guten Geschmakk erworben, und es gereichet ihm zum unsterblichen Ruhme, daß er der erste gewesen, der es gewaget, sich der Pedanterei und der Unwissenheit in den schönen Wissenschaften, die zu seiner Zeit in Deutschland herrschten, zu widersezzen; Seine sämtliche Schriften zeigen, was er würde geleistet haben, wann er dreißig Jahr später gelebet hätte; Ich will von seinen Schäfergedichten und seiner Satire schweigen. Der unerschöpfliche Wiz, den er besessen hat, zeigt sich in seinen Epigrammen, von welchen er nach und nach neun Bücher geschrieben, ohne ein einziges darunter, wie sonst die epigrammatischen Schriftsteller wohl am ersten zu thun pflegen, einem andern abzuborgen. Bloß das zehnte und lezte Buch, von dem er selbst gestehet:

Ich schreibe keinen Wiz in diesem Buch mir zu,
Als diesen, der sich zeigt in einer guten Wahl,
Und denke, daß ich schon der Sach ein Gnügen thu,
Wann ich mich nach dem Werth hier richt, und nicht der Zahl;
Wann ich mit eigner Kürz entlehnten Wiz vermähle,
Und daß, was andre wohl erfunden, wohl erzähle.

Wäre allein schon vermögend ihm einen ansehnlichen Rang, unter den deutschen Dichtern, zuwege zu bringen. Wir

solten seine Schriften in desto grösseren Werthe halten, weil der naive Wiz, der das Wesen des Epigramms ausmacht, bei so gar wenig deutschen Schriftstellern gefunden wird, und sich bis auf Hrn. Leßing niemand bei uns gefunden hat, der Werniken nachgefolget, geschweige gleich gekommen wäre. Dann die Meisterstükke, die ein berühmter Mann, an dem Deutschland und die Welt, die tiefsten Erkentnisse verehret, in dieser Art geliefert hat, sind nur seinen Freunden und sehr wenigen Liebhabern der schönen Wissenschaften, bekannt; Wann sie solten bekannt gemacht werden, so würden sie Werniken und die schalkhaftesten Französischen Federn weit hinter sich zurükk lassen. Weil ich weiß, daß Sie ein besonderer Liebhaber des Schönen sind, so würde ich Ihnen eine ziemliche Anzahl die mir zu handen gekommen sind, mittheilen, wann man nicht Hofnung hätte, daß der gröste Theil derselben ehestens in einer Sammlung von den kleinen Schriften dieses berühmten Mannes an das Licht treten werde. Ich will ihnen also an deren Statt eine Anzahl Ueberschriften übersenden, die aus der Feder eines Dichters geflossen sind, dessen erste Versuche in einer andern Dichtungsart, ein feiner Kenner für Meisterstükke erkläret hat. Ich würde Ihre Unterscheidungskraft und Ihren Geschmakk beleidigen, wann ich etwas hinzuthun wolte, um Ihnen dieselben anzupreisen. Ich muß Ihnen nur noch sagen, daß ich aus einer ziemlich starken Sammlung, nur so viel abgeschrieben habe, als der Raum hat zugeben wollen, und daß einige darunter von dem vortreflichen Geist herrühren, von dem ein Dichter gesungen hat:

Ich seh' um sein gelehrtes Haupt das Epheu
Mit Rosen und Lorber untermengt,
Die Dichtkunst schwebte glänzend an der Scheitel,
Sein Antliz war von ihrem Glanz erhellet.

Die Tugend saß in prächtigen Gewand,
An seiner rechten Hand, und süsse Träume
Umgaukelten sein Haupt, und scherzten flatternd;
Mars saß erstaunend an der linken Hand.

Ich bin rc.

Der Zehende Brief.

Liebster Freund!

Unter allen Vorfällen die sich seit einigen Zeiten in dem deutschen kritischen Reiche begeben haben, hat mir keiner so belachenswürdig geschienen, als daß Hr. Gottsched gezwungen worden ist, von dem neologischen Wörterbuch, auf das, so elend es auch ist, er sich doch gewiß mit seinen Anhängern im voraus recht viel zu gute gethan hat, öffentlich zu bekennen, daß es seinen Beifall nicht habe, daß weder die darin enthaltene Grobheiten wider berühmte Dichter, noch alle Sätze desselben, zu billigen sind, und er endlich, um den Schimpf abzulehnen, ein so elendes und ungesittetes Werk befördert zu haben, öffentlich vorgegeben hat, daß es, wann es an ihm gelegen hätte, so, wie es da ist, nicht würde an das Licht getreten sein. Er hat dem algemeinem Auszischen nachgeben müssen, womit man diese Schrifft empfangen hat, dann wenn dieselbe auch nur von seinen vernünftigen Schülern mit Beifall aufgenommen worden wäre, und wann auch nur zehen Deutsche es mit Ihm hätten glauben wollen, daß Haller und Gellert schlechte Dichter sein könnten, so würde er seine Freude über ein so völlig nach seinem Sinn gerathenes und seinem Charakkter so gemässes Buch gewiß öffentlich und laut genug an den Tag geleget haben. Wer den

Hrn. P. kennet, wird hieran gar nicht zweifeln, und der bittere Haß wider den Herrn v. Haller, der in dem ganzen Wörterbuche herrschet, wäre allein Beweises genug, daß Er, oder welches einerlei ist, sein Schüler, der ohne ihn nichts vornimt, die Hand dabei im Spiele gehabt;*) dann sonst kan es wohl keinem vernünftigen Deutschen in den Sinn kommen, sich wider einen Mann so gröblich zu vergehen, den ganz Deutschland hochschäzzet. Der hämische Groll wider einen so unschuldigen und an keinen Streitigkeiten Theil nehmenden Mann, als der Herr P. Gellert, kan nur aus dem Collegenneid entstanden sein, der die Pest der deutschen Universitäten ist. Der Hr. P. Gellert ist mit Recht der Liebling der Deutschen geworden, und ich getraue mir zu behaupten, daß keine Familie von einiger Auferziehung ist, in der man seine Schriften nicht finden wird. Er hat gar keine Gelegenheit gegeben, wodurch er hätte können in einen Streit gezogen, oder als ein Folger einer Parthei angesehen werden; Er hat nichts weniger als einen

*) Was man in Leipzig selbst von dieser Sache denket, kan man aus den Commentar. Lips. Sect. VI. sehen, aus welcher Recension ich eine Stelle ihrer Merkwürdigkeit wegen, ganz hieher sezzen will. Es heist S. 691. nachdem die Unanständigkeiten und nur durch die Obrigkeit zu ahndende Iniurien dieses Buches angezeiget worden: Sed ideo maxime huius illaudati Libri meminimus, quod aliqui censent, in hac urbe, a viro claro inter nostros, & compositum eum, & excussum formulis fuisse. Non est autem adeo remissa Lipsiae cura magistratuum, ut ista si essent verisimilia, ne quaerent, neque is, qui arguitur, quemque multi ob alias contentiones earum similes, oderunt scilicet, adeo remotus ab omni consilio, ut omnes concitare in se tali iniuria vellet. Ipse quoque ait, non se scripsisse. Scribendum adfuisse aut praebuisse unde fieret, non putamus. Nam, quod aliqui, consilium quidem eius & autoritatem, sed non item conscientiam, ex ea re eximunt, & scire eum, qui scripserit, aiunt: mala defensio est. Est, illa quoque mala defensio, quod fatentur, qui amici illius nostri videri volunt, alium quendam, quem nominant, esse auctorem, quem satis constat nihil operis omnino suscipere, sine huius nostri consilio, a quo totus pendet. Nos vero ei sententiae non accedimus & Lipsium huius admissi immunem esse & cupimus & putamus. Man wird unter der gelinden Schreibart der Herren Verfasser, die mit dem Hrn. P. G. in einer Stadt leben, ihre wahre Meinung leicht einsehen.

unglimpflichen Tadel verdienet, und man kan es der Begierde, sich an ihm zu reiben, leicht ansehen, woher sie ihren Ursprung genommen hat.

Doch ich will den Charakter des Hrn. P. G. denen zu beurtheilen überlassen, die mehr Lust dazu haben, als ich. Es ist aber gewiß, daß, wann er bei dem neologischen Wörterbuch, auch nicht die Feder angesezzet, er doch nicht allein um dasselbe gewust, sondern es auch befördert, und vollkommen gebilliget habe. Ich könte Ihnen mehr als dieses, durch Anekdoten beweisen, die zwar bekannt und gewiß genug sind, auf die ich mich aber doch nicht stüzzen will, weil ich einen sicheren Beweiß, nämlich sein eigenes öffentliches Bekenntniß, für mir habe. Sein öffentliches Bekenntniß, werden Sie sagen, wie ist es möglich, daß ein ehrlicher Mann zwei widersprechende Erklärungen an die Welt thun kan! Ja, dazumahl als der Herr P. ein ungemessenes Lob des Wörterbuchs niederschrieb, war er von dem Taumel der Freude, über den Sieg seiner Parthei, den er sich so gewiß vorstellte, so eingenommen, daß er sichs nicht einfallen ließ, daß eine Zeit kommen könte, wo er aus Furcht für dem Haß aller rechtschaffenen Leute, ia aus Furcht bei der Obrigkeit, wegen einer Schmähschrift angeklaget zu werden, sein liebstes Schooßkind würde für unächt erklären müssen.

Hier haben Sie den Beweiß: In des Hrn P. Vorübungen der Beredsamkeit, die um eben die Zeit, ia noch fast eher, als das neologische Wörterbuch, herauskamen, hat Er, der nie eine Gelegenheit vorbei gehen lässet, seinen Gegnern einen Streich zu versezzen, obgleich leider seine Waffen gemeiniglich ziemlich abgenuzt sind, zwei Schülern, in Briefen, die er beide schreiben lässet, den Hrn. Kloppstokk und seine Nachfolger auf eine Art tadeln lassen, die in der That solchen Knaben anständiger ist, als einem alten verständigen Professor. In einem von

diesen Briefen stehet die merkwürdige Stelle: „Aber nun*) stehet ein neuer Swift auf, der diese Deutschverderber nach Verdiensten züchtiget. Der Titel davon, die ganze ꝛc. ꝛc. (Hier folgt der ganze Titel, damit ia von dem saubern Zeuge nichts ins Vergessen falle.) Kaufen Sie es, mein Herr, lesen und lachen Sie!„

Redet ein Mann wohl auf diese Art von einem Buche, daß er nicht billiget, und daß, wann es bei ihm gestanden hätte, nicht gedrukkt worden wäre? Hier hätte der Hr. P. die schönste Gelegenheit gehabt, den Mißfallen zu erkennen zu geben, den er hernach an diesem Buche zu haben, vorgegeben hat. Aber davon ist ein tiefes Stillschweigen, und er preiset es im Gegentheil ohne Einschränkung an. Wann iemand gestehet, daß er um ein Buch vor der Ausgabe gewust habe**), und sobald es heraus komt, eine Gelegenheit vom Zaune bricht, um, weit gefehlt, daß er einiges Mißfallen daran bezeigen solte, es vielmehr auf das prächtigste anpreiset, so thut man ihm wohl nicht zu viel, wann man ihn beschuldiget, daß er es, so viel an ihm ist, werde befördert haben, und wann man ihm keinen Glauben zustellet, ob er gleich nachhero die Welt eines andern bereden will. Sie sehen also, wie viel man der Aufrichtigkeit des Hrn. P. trauen kan; er hat eine eiserne Stirn, um alles abzuläugnen, dessen man ihn auch mit noch so vielem Rechte beschuldiget, und keine That ist ihm zu unedel, wenn er seine Vorurtheile, und einmahl angenommene Säzze dadurch vertheidigen kan. Ich will Ihnen dieses an einem ganz neuerlichen Beispiel zeigen. Der Hr. P. hat des bekannten Lawders erdichtete Beschuldigung, daß Milton ein Plagiarius sei, in seinem N. D. A. G. mit den bittersten Zusäzzen wiederholet, zu einer Zeit, da der boßhafte Betrug

*) An diesem Nun kan man sehen, daß es der Herr P. selbst geschrieben hat. Das Nun oder wo bleibt dann nun, sind seine Leibwörter.

**) Der Hr. P. gestehet dieses in der Erklärung, die er in die Zeitungen hat sezzen lassen, aber er giebt vor, daß es wider seinen Willen gedrukkt worden sei.

dieses Schottländers schon in den französischen und deutschen gelehrten Berichten entdekket, und aller Welt bekannt war. Dieses wäre ihm noch zu vergeben, weil er, so unwahrscheinlich es auch ist, dennoch behaupten wird, daß er von dem entdekkten Betrug nichts gewust habe.

Nachdem ein ungenannter Deutscher sich die Mühe genommen hat, in einer besondern Untersuchung*) diesen Streit zu erzählen, und Lawders und seines Recensenten Vergehungen deutlich genug darzulegen, so hat er darauf nicht geantwortet: Dieses wäre ihm auch sehr leicht zu vergeben, weil er sich dadurch die Schande ersparet hat, die gröbsten Schnizzer zu gestehen, und bei seinem Leidwesen über seine mißgelungene Freude ein geduldiges Stillschweigen, das beste war; aber wie ist das zu entschuldigen, daß er auch nachhero in seinem N., wann er auf den Milton zu reden komt, ihn einen berufenen Plagiarius nennet, und von ihm quasi re bene gesta mit der äussersten Verachtung redet? Die gedachte Untersuchung kan ihm nicht unbekannt sein; da sie fast in allen gelehrten Berichten, und selbst in Leipzig zweimahl recensiret worden ist. Diese lächerliche Hartnäkkigkeit zeiget uns also nicht etwa einen Sünder, der für Schaam die Augen niederschläget, sondern einen Ruchlosen, Halsstarrigen, der über seine entdekkte Kunstgriffe die Zähne knirschet, aber nichts destoweniger die Augen muthwillig vor der Wahrheit zudrükket, und wann es möglich wäre, alle Welt eben so blind machen möchte, als er selbst ist. Der Hr. P. solte sich schämen, daß er sich von seinen Leidenschaften so dahin reissen lässet, mit einem wenig mehr kaltem Blut und Ueberlegung, und etwas weniger Zuversicht und Einbildung auf seine sehr zweideutige Verdienste würde er ganz anders handeln.

---

*) Untersuchung, ob Milton sein verlohrenes Paradieß aus neuern lateinischen Schriftstellern ausgeschrieben habe, nebst Anmerkungen über eine Recension des Lawderischen Buchs. Frankf. und Leipzig 1753. 8.

Was soll ich Ihnen von dem unglükklichen Buche sagen, welches eigentlich das Corpus delicti ist; diese elende Charteke ist, da sie kaum herausgekommen war, vergessen worden; und dieserhalb würde man ihr zu viel Ehre anthun, wann man sie widerlegen wolte. Die Grobheiten wider berühmte Leute, und die ganze Schreibart zeigen, daß die Verfasser, sie mögen auch sein, wer sie wollen, sehr ungesittet sind. Sind es Schulknaben, so haben sie eine derbe Züchtigung für diesen Muthwillen verdienet. Sind es Gelehrte, so geben sie ein neues Beispiel, daß der Verstand nicht allemahl mit den Wissenschaften verbunden ist. Und solten endlich Cavaliers unter ihnen sein, so haben sie gar nicht als Cavaliers gehandelt. Dieienigen, die mit Recht darin getadelt werden, können so viel Nuzzen daraus ziehen, als sie es für gut befinden, und sich im Nothfall so grob vertheidigen, als sie sind angegriffen worden, aber ein Haller, ein Gellert, werden denken, Quid si me asinus! Der Himmel behüte Deutschland inskünftige für solchen ungesitteten Kunstrichtern. Ich bin 2c. 2c.

N. S. Die Verfasser des neologischen Wörterbuchs, sind arbeitsame Leute, sie haben, wie ich diesen Augenblikk erfahre, ihre Nuß in ein Nüßchen gebracht, und gleichwohl ist noch kein Gran Verstand darin. Den Anfang macht ein sehr ungeschlachtes Paßquill auf den Herrn Lessing, der, weil er voraus prophezeiet, wie Hr. Gottsched das Wörterbuch anpreisen werde, und indem er es so genau getroffen, den Hrn. G. verhindert hat, wirklich eine solche panegyrische Recension zu machen, das Vergnügen, des besondern Unwillens dieser Herren, sich zu wege gebracht hat. Auch dieienigen, die den Hrn. L. nicht von Person kennen, werden leicht einsehen, was sie, von den unter artigen und gesitteten Leuten nicht gewöhnlichen Beschuldigungen, womit hier seine Person angegriffen wird, denken sollen. Man ist es von dem vermuthlichen Verfasser dieses sogenannten

Heldengedichts Gnissel schon gewohnt, daß er die Helden, die er besingt, und durch ihre Besingung sich am meisten, lächerlich macht. Da er izt seinem Helden Grobheiten vorsagt, so werden sie eben, wie sonst das Lächerliche und Matte, auf ihn zurükkfallen. Das Lustigste in diesem Gedicht ist, daß darin von dem neologischen Wörterbuch, als von einem Werke, geredet wird, welches das gröste Aufsehen verursachet, und alle Antigottschedianer, in Schrekken gesezzet hätte. So können die Herren Gottschedianer sich solcher Dinge rühmen, von denen die ganze Welt, das Gegentheil weiß! das übrige bestehet in Briefen, die nicht zur Sache gehören, sondern von allen den Streitigkeiten handeln, die Hr. Gottsched seit zwei Jahren gehabt haben mag, wodurch aufs neue bewiesen wird, in wie genauer Verbindung er mit den Verfassern des neologischen Wörterbuchs stehet. Sie sind voller Zunöthigungen wider die Herren Gellert, Popowitsch, Lessing, Meier, die verdienten Verfasser der Göttingischen gelehrten Anzeigen, und andere. Einer von diesen Herren ist böse darüber, daß des Hrn. P. Gellerts Fabeln mit Beifall gleichsam überschüttet worden, welches ihm vermuthlich um desto weher thut, weil sein lieber Herrmann unter einem algemeinem Stillschweigen beinahe verschüttet worden. Es hat mir sehr merkwürdig geschienen, daß Gottschedianer, und Erzgottschedianer, wie die Verfasser sind, ein Buch*) wegen Mattigkeit, gedehnter Schreibart, und Mangel der Scharfsinnigkeit tadeln wollen.

Quis tulerit Gracchos de seditione quaerentes?

Und das allerlächerlichste ist das Verlangen, das die Verfasser bezeugen, daß man das neologische Wörterbuch von Wort zu Wort widerlegen solle; diß hieße dem Buch und den Verfassern zu viel Ehre anthun, die es gewiß

*) Den Versuch nach Gellerts Vorschriften zu schreiben, der freilich elend genug ist.

nicht verdienen, daß man sich die Mühe giebt, mit ihnen das A. B. C. der schönen Wissenschaften zu wiederholen. Man kan solche Schriften dem Schikksale überlassen, das allen schlechten Schriften bevorstehet, und anstat sie durch eine Widerlegung aus dem Staube zu ziehen, sie immer seufzen lassen:

— — — — — — una
Cum ſcriptore meo capſa porrectus aperta
Deferar in vicum vendentem thus & odores
Et piper & quicquid chartis amicitur ineptis.

Der Eilfte Brief.

Liebenswürdiger Freund!

Der ehrliche Mann, könte doch wohl recht haben, der behauptet hat, daß man den Charakter, und die Neigungen eines Volkes am besten aus seinen Schauspielen beurtheilen könne. Der Franzose ist in der Komödie, wie im gemeinen Leben, frei, scherzhaft, ungezwungen und flüchtig, er suchet mehr bei Gelegenheit der Laster, und der Thorheiten, sich lustig zu machen, als die Zuschauer davon abzuleiten. Der Engländer ist in Westminster, und in Drurylane, wild, ungebunden im Lustigen, auf eine drollichtere Art scherzhaft, im Ernsthaften, auf die heftigste Art, pathetisch: Ein gewisser Enthousiasmus, belebt seine Handlungen, der alles bis aufs äusserste treibt, sein Scherz ist nicht so fein, aber um desto beissender, er ist ein Whig oder Tory, auch auf den Schauplaz; die Britannische Freiheit dehnet er bis auf die Regeln der Schauspielkunst, und des Wohlstandes aus, er bleibt beständig großmüthig, ein Feind der Franzosen, und ein Sclave des Frauenzimmers: Ein

Deutscher zeiget auch auf dem Theater, daß er ein Nachahmer und Uebersezzer ist, = = ich wünschte aber, daß man die Vergleichung unsers Theaters, und unserer Sitten nicht weiter triebe, man würde dem grösten Theile meiner Landesleute, vermuthlich Unrecht thun, wann man ihre Sitten nach den Stükken, beurtheilte, die bis izzo noch auch in volkreichen Städten, den Vornehmen und geringen Pöbel, belustigen. Es haben sich bisher so viele Hindernisse einer völligen Verbesserung der deutschen Schaubühne widersezzet, daß man mit den nicht ganz unglükklichen Bemühungen, die einige Patrioten dieserwegen angewendet haben, nicht unzufrieden sein muß. = = Ist denn aber diese schwere Verbesserung ganz unmöglich? Werden die unregelmäßige Stükke, die sich eines grossen Theils unserer Bühne bemächtiget haben, noch lange zu einem Vorwurf des Charakters der Deutschen dienen? = = oder werden sich Personen, denen es sonst am Geschmakk, Erziehung und Artigkeit nicht fehlet, noch lange bei regelmässigen frostigen Stükken, zur Schande des Geschmakks der Deutschen aufhalten? = = Wie lange werden noch Stükke auf deutschen Theatern wiederholet werden, die in Paris kein Schauspieler annehmen würde? = = Fragen, auf die die Zeit antworten wird, und bei denen izzige Patrioten bloß Wünsche und Vorschläge thun können! Ich will Ihnen einige Gedanken von dem Verfall und der möglichen Verbesserung der Schaubühne, vorlegen, = = ohne Ordnung und wie sie mir beifallen, ich werde zufrieden sein, wann Sie sie wahr finden.

Es giebt gewisse Leute, die mit dem izzigen Zustand des deutschen Theaters ungemein zufrieden sind, sie sehen den Hannswurst abgeschaft, und Stükke in fünf Aufzügen, nach den Regeln und den Mustern der Alten vorstellen, sie sind damit zufrieden, und finden, daß wir den Franzosen Originalstükke entgegen sezzen können; sie haben es mit einander abgeredet, dem Darius geduldig

zuzuhören, bei der ungleichen Heirath nicht zu jähnen, und bei der Atalanta noch weit ärger zu lachen, als die spielende Personen. Was soll man solchen Leuten entgegen sezzen? Sie steifen sich immer darauf, daß ihre Stükke regelmässig sind, und das kan man ihnen auch nicht streitig machen = sie aber können nicht begreifen, daß ein Werk des Wizzes regelmässig schlecht sein kan, und wann ein unzeitiger Eifer für die Ehre unserer Nation dazu komt, so ist alle Hoffnung verlohren, sie zu überzeugen.

Es giebt gewisse Leute, Deutsche und Franzosen, die, wann sie auch sonst dem deutschen Wiz, Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dennoch in dem Wahne stehen, die deutsche Sprache sei zu dem feinen Komischen nicht biegsam genug, wenigstens nicht so biegsam, als die französische Sprache, diese Leute werden wir am besten widerlegen, wann wir vortrefliche Stükke auf unsere Schaubühne bringen. So wie sie höchst unbedachtsam, die Vortreflichkeit eines Moliere und Destouches der französischen Sprache zuschreiben, so messen sie aus einer gleichen Ungerechtigkeit, die Mittelmässigkeit, und die langweiligen Scenen eines Gottsched, Quistorps, Spilkers, der deutschen Sprache bei. Warum schlüssen diese Herren doch so leicht, daß unsere Sprache zu vollkommen schönen Stükken ungeschikkt sei, ohne sich vorher zu erkundigen, ob wir alles das geleistet haben, was wir leisten könten? Sind nicht die Lobsprüche der ungebetenen Vertheidiger, schuld daran, die unsere mittelmässige Versuche für Meisterstükke ausgeben, bei denen sich kein höherer Grad der Volkommenheit denken läßt? Wann ein Franzose die Gottschedische Uebersezzung der Alzire vorstellen höret, wann er die Uebersezzung gegen das Original hält, und die erste so matt findet, als das Original stark ist, wann er die Eigenschaften der tragischen Schreibart, alle Augenblikk beleidigen siehet, wann er da mit langweiligen, nichtswürdigen Gedanken aufgehalten wird,

wo er ein Voltairisches Feuer vermuthete, das dem Zuhörer nie zur Kritik Zeit lässet; Ist es ihm nicht zu vergeben, daß er anfängt, von der deutschen Sprache, und selbst von dem Geschmakk der Deutschen, verächtlich zu denken, wann er nach allem diesem, gebohrne Deutsche, behaupten höret, daß eine solche Uebersezzung, die Stärke der Urkunde erreichet habe, und dem deutschen Theater Ehre mache? Wir vermissen, vielleicht nirgends so sehr, den Mangel einer Hauptstadt, deren Geschmakk der algemeine Geschmakk des ganzen Landes ist, und nach der sich der Geschmakk der übrigen bildet, als in den Umständen, die die theatralische Dichtkunst angehen. Die wenigsten unserer Städte haben eine beständig offene Schaubühne. In denienigen Städten, wo noch welche sind, sind die Schauspieler, denen oft die Regeln der dramatischen Dichtkunst, unbekannt genug sind, fast die einzigen Richter über die Wahl und die Güte der Stükke; diese sind der schlechten Originalstükke gewohnt, die man uns seit dreissig Jahren gegeben hat, sie spielen sie, und spielen sie wieder, und die Zuschauer, die pflegmatisch genug sind, alles anzunehmen, was man Ihnen giebet, werden des Mittelmäßigen gewohnt, oder lassen sich auch durch die Kunst des Schauspielers hintergehen; der öfters die schlechte Stellen des Dichters bedekken kan. Es giebt aber, dem ohnerachtet, noch viele Stellen, mit denen der Schauspieler fast gar nichts anzufangen weiß, und sie dahero entweder verändert, oder wider die Natur her declamiret. Man ist zu bequem, oder zu unwissend, oder zu gefällig, diese und andere wesentliche Fehler anzumerken, und zu rügen; eine solche Gelindigkeit ist schuld, daß unsere Schaubühne immer in ihrer Kindheit bleibt.

Da es bekannt genug ist, daß die meisten deutschen Schriftsteller, aus dem Innersten ihres Cabinets schreiben, und die Welt, wenig oder gar nicht kennen, so ist es kein Wunder, daß wir so gar wenig gute komische Schriftsteller

haben; Einem ieden Schriftsteller ist die Kenntniß der Welt nüzlich, aber einem komischen Verfasser, ist sie unentbehrlich. Wie kan er die Welt schildern, die er nicht kennt, und wie werden ihm die feinen Wendungen, die Scherze ohne Kunst, die aus der Natur der Sache flüssen müssen, gelingen; wann er sie nicht in dem Umgange, mit Leuten, von Erziehung, Geschmakk, und feinern Sitten, gelernet hat? Es ist aber nicht genug, in der grossen Welt zu leben, man muß sich die Mühe geben, die Menschen zu kennen, und die verschiedene Charaktere, nebst ihren noch verschiedenern Wendungen und Wirkungen zu entwikkeln wissen. Ohne diese Kenntniß wird ein dramatischer Schriftsteller allemahl trokken und frostig bleiben, und Boileau sagt daher mit Recht:

Que la nature donc ſoit votre etude unique
Auteurs qui pretendez aux honneurs du comique.
Quiconque voit bien l'homme & d'un eſprit profond,
De tant de coeurs cachez a penetré le fond;
Qui ſait bien ce que c'eſt qu'un prodigue, un avare,
Un honnête-homme, un fat, un jaloux, un bizarre,
Sur une ſcene heureuſe il peut les étaler
Et les faire à nos yeux, vivre agir & parler.

Wie wenig denken dieienigen wohl an dieses Gebot, die aus einer küzzelnden Begierde, spaßhaft zu thun, die sie bei sich empfinden, schlüssen, daß sie einen Beruf haben, Lustspiele zu schreiben. Wann viele von ihnen, einen besseren Begriff von der Nothwendigkeit, und der Wichtigkeit der Charaktere hätten, so würden unsere Komödien ein weit besseres Ansehen haben. Wir würden nicht Gefahr laufen, nach allen Regeln Aristotels eingeschläfert zu werden.

Die Charaktere sind es, durch die ein Lustspiel am meisten glänzet, und deren richtige Verbindung und Beobachtung, die glükklichsten Wirkungen hat; Shakespeare, ein

Mann ohne Kenntniß der Regeln, ohne Gelehrsamkeit, ohne Ordnung, hat der Mannigfaltigkeit und der Stärke seiner Charaktere, den grösten Theil des Ruhmes zu danken, den ihm seine und alle andere Nationen, noch bis diese Stunde geben.

Es wäre überhaupt zu wünschen, daß die engländische Schauspiele bei uns nicht so gering geschäzzet würden. Es ist eine wahrhafte Schande für den Hrn. P. Gottsched, und die unter ihm stehende Geselschaft der freien Künste, daß einer*) von seinen unwissenden Schülern ungescheut alle italiänische Schauspiele, für Possenspiele, und alle engländische Trauerspiele für blutig und gräßlich hat ausgeben dürfen. Dem elenden Schriftsteller, der in seiner ganzen Abhandlung so wenig Vernunft und Gelehrsamkeit zeiget, und der wohl niemals eine italiänische oder engländische Komödie gesehen haben mag, kan man dieses noch hingehen lassen, aber der Hr. P. Gottsched, ist gar nicht zu entschuldigen, daß er, unter seinen Augen, dem Theater zweier Nationen, alle Vernunft und Wiz hat absprechen lassen, davon die eine vor 200. Jahren das einzige regelmäßige Theater hatte, und die andere so viel grosse tragische und komische Schriftsteller hervorgebracht hat. Wem das engländische Theater bekannter ist, der weiß, daß es in seiner Art so viel vorzügliches hat, als das Französische. Die Grösse und die Mannigfaltigkeit der Charaktere, ist eines der vornehmsten, worin die Deutschen von den Engländern lernen könten. Es ist wahr, ihre Wildheit, ihre Unregelmäßigkeit, ihr übelgeordneter Dialog, ist nicht nachzuahmen, aber die Regeln sind dasienige, was ein Deutscher am ersten weiß, und mit einer mäßigen

---

*) Hr. Schulze, der Verfasser einer im höchsten Grade abentheuerlichen Schrift, von dem Vorzuge der Neuern vor den Alten, worin den Deutschen, und zwar den Gottschedischen Deutschen, der Vorzug vor allen alten und neuern Schriftstellern gegeben wird.

Kenntniß derselben, sind diese Fehler, bis auf den lezten, sehr leicht zu vermeiden. Ihre Unregelmäßigkeit bringet ihnen zuweilen auch wirklichen Vortheil; Die Franzosen gestehen es selbst, daß ihre alzugrosse Zärtlichkeit und Weichlichkeit ihnen nicht erlaubt, viele Charaktere auf ihr Theater zu bringen, die auf dem engländischen Theater, die glükklichste Wirkung thun. Der Stoff der engländischen Komödie ist daher viel mannigfaltiger. Ich sehe in denselben allezeit die Menschen unter den verschiedensten Gestalten, und sehr öfters mit den feinsten Auswikkelungen ihrer Neigungen. In den meisten französischen Komödien, weiß ich schon voraus, was ich sehen werde, einen verliebten Herrn, einen lustigen Diener, und ein Kammermädgen, das wizziger ist als ihre Gebieterin.

Schlegel war am geschikktesten dem deutschen Theater eine andere Form zu geben, wann er nicht für die schöne Wissenschaften, viel zu früh gestorben wäre, und wann es nicht beinahe unmöglich schiene, so verschiedene Zuhörer, und so verschiedene Schauspieler, unter die Herrschaft des guten Geschmakks zu bringen. Er hat dasienige warhaftig gethan, was ein*) scharffsinniger Kunstrichter von den deutschen Komödienschreibern verlangt, d'etudier la nature et Moliere. Sein Triumph der guten Frauen, und sein Geheimnißvoller sind so vortrefliche Beispiele davon, daß wir dasienige nicht genug bedauren können, was wir durch seinen Tod verlohren haben. Hr. Leßing ist der einzige, der sich nach ihm mit glükklichem Erfolg in diese Bahn gewaget hat, und von dessen besonderer Einsicht in die theatralische Dichtkunst sich die deutsche Schaubühne viele Vortheile versprechen kan. Diese würden noch grösser sein, wann er nicht die Kritik über die deutschen dramatischen Werke unglükklicher Weise aus seiner neuen theatralischen Bibliothek, gänzlich ausgeschlossen hätte,

*) Der berühmte Verfasser der Progrès des allemands dans les belles lettres.

und zwar aus welcher Ursache? Weil er selbst in die Reihe der dramatischen Schriftsteller, getreten ist; Eine Ursache, die ihn gerade zu dem Gegentheil bewogen haben solte; Ein Kunstrichter kan seinen Beruf zur Kritik durch nichts besser als durch Meisterstükke in dem Theile der Kunst, in dem er schreibet, beweisen.

let thofe teach others who themfelves excell
and cenfure freely who have written well.

Pope.

Ich wünsche, daß Hr. Leßing hierin seine Meinung ändern möge. Ist unsern Schauspielen und Schauspielern Kritik nöthig, woran niemand zweifelt, so werden sie ihren Lob und Tadel am besten aus dem Munde eines solchen Mannes empfangen, der in den Regeln ihrer Kunst und in der Ausübung derselben ein Meister ist.

Ein bereits verstorbener Schauspieler, Hr. Krüger, hatte die beste Anlage zu einem vortreflichen komischen Dichter. Ein wenig Ausarbeitung würde ihn volkommen gemacht haben. Wir sehen aus zwei schäzbaren Stükken, den Candidaten und dem blinden Ehemann, wie viel auch durch seinen frühen Tod, Deutschland verlohren hat.

Hr. Gellert hat einen andern Weg erwählet, der ihm nicht weniger rühmlich ist; Man redet sehr uneigentlich, wenn man sagt, er sei den Fußtapfen des de la Chaußee gefolget, dieser ist viel zu finster, und in seinen rührendesten Scenen zu langweilig, als daß man ihm Hrn. Gellert, der das Komische auf die feinste Art mit dem rührenden zu verbinden weiß, vergleichen solte.

Wenn wir noch vier komische Schriftsteller von der Güte der eben angeführten haben, wann ihre Stükke nicht allein den Beifall erhalten, den sie verdienen, sondern die schlechten, die mittelmäßigen, die regelmäßig elenden Stükke, von denen unser Theater wimmelt, so sehr als sie es

verdienen, verachtet und gänzlich vergessen werden, so werden wir uns unsern Nachbarn an die Seite sezzen dürfen.

Mit unsern Trauerspielen ist es sehr schlecht beschaffen. Wir spielen meistens Uebersezzungen, die dem grösten Theile nach höchst schlecht sind, sie verhalten sich volkommen wie die umgekehrte Seite einer Tapete, wir finden nichts als den ungefähren Umriß der Gemählde der Urkunden darin; die Stüvischen Uebersezzungen, die noch für die besten gehalten werden, sind sehr unvolkommen. Von Originalstükken haben wir, ausser einigen Trauerspielen von Behrmann und Schlegeln nichts leidliches aufzuweisen; Man müste dann den Cato für leidlich halten wollen, weil er das erste regelmäßige deutsche Trauerspiel gewesen ist. Der Canut ist das einzige gewissermassen volkommene Stükk, das wir mit den Trauerspielen der Ausländer vergleichen können. Unsern Trauerspielschreibern sind die wahren Eigenschaften der tragischen Schreibart gänzlich unbekannt. Die vortrefliche Abhandlung über dieselbe, die Hr. P. Schlegel seinen theatralischen Werken vorgesezzet hat, hätte sie doch davon belehren können. Aber so wie sie davon gar keine Begriffe haben, so bekümmern sie sich auch gar nicht darum: Der Dichter, der sich niemals verläugnet, läßt seinen Helden so pedantisch, so wässericht, so unedel, so einschläfernd reden, als er selbst zu reden gewohnt ist. Wenn sich Helden*) unter einander Hunde und Buben heisen, so dünkt mich nicht daß Helden miteinander sprechen, sondern daß ein Dragonerhauptmann mit seinen Untergebenen spricht. Wann Thusnelde**) spricht:

Ach Armin, ach sieh doch deinen Sohn!
Ach Gott! das liebe Kind! ach sieh, es kennt dich schon.

---

*) Schönaichs Versuch auf allen Seiten.

**) Mösers Arminius S. 54.

So ist ein so platter Ausdrukk einer alten Amme anständiger, als einer deutschen Fürstin in einem Trauerspiele. Eine so schlechte Schreibart verunzieret unsere meisten Trauerspiele, und muß den Schauspieler, der seine Rolle gut declamiren will, oft in die äusserste Verlegenheit sezzen. Die Gottschedische Schule überhäuft uns mit solchen elenden Stükken, die mit den niedrigen Begriffen, die sie von der Dichtkunst überhaupt hat, überein kommen. Es war Deutschland noch die Schande vorbehalten, solche Trauerspiele, wie die Schönaichischen, zu sehen. Ich wundre mich gar nicht, daß Hr. Gottsched solche Stükke anpreiset, aber darüber erstaune ich, daß er, der den Opern die Unregelmäßigkeit vorwirft, und durch einen seiner Schüler, der engländischen Tragödien, Blut, Mord und Grausamkeit vorwerfen lässet, dennoch Deutschland zu vier Originalstükken Glükk wünschen kan, in deren einem*) eine Schaar Römer über die Bühne geiagt wird, denen Hermann mit dem Schwerte folgt, und in einem andern (solte einem vernünftigen Menschen wohl so etwas in die Gedanken kommen) ein Held**) den Kopf seines Feindes getragen bringet, ihn dem Hohenpriester für die Füsse wirft, und ihn dabei recht tragisch fraget: ob der grosse Werth dieses Schazzes seinen Küzzel stillen könne? Eine so lächerliche Handlung siehet den deutschen Haupt- und Staatsaktionen ähnlicher als der Wuth der engländischen Schaubühne. Der Herr v. Schönaich hätte auch wohl denenjenigen, die sein trauriges Trauerspiel einmahl aufführen möchten, in einer Note Nachricht geben können, ob sie sich bei der Vorstellung eines Kalbeskopfes, oder eines Kopfes von Pappe bedienen solten; Dann da der Hr. P. Gottsched verlanget, daß die Schauspieler in der wahren alten römischen Kleidung mit nakketen Armen und Füssen auf dem Schauplaz erscheinen

*) S. Schönaichs, Thusnelde und Hermann S. 177.

**) S. Schönaichs Marianne S. 101.

ſollen, ſo könte der Hr. von S. auch wohl verlangen, daß man einen wirklichen Menſchenkopf auf das Theater bringen ſolte.

Ich biete einem ieden Troz unter den in Paris ausgepfiffenen Tragödien eines Pradon, Boyer, le Clerc und anderer Verfaſſer, eine einzige zu finden, die ſo ſchlecht wäre, als die, die ſo viele Deutſchen gut nennen. Fieldings ſo genannte*): Tragödie der Tragödien, oder die Hiſtorie Thomas Däumlings, des Groſſen, die luſtigſte und eben deswegen die faßlichſte Kritik des Unregelmäßigen, Schwülſtigen, Niedrigen und Unordentlichen in den engländiſchen Tragödien enthält, wäre mit leichter Mühe auf unſere Trauerſpiele anzuwenden, aber dieſe Tragödie der Tragödien iſt in London einige dreißig mahl nach einander mit groſſen Beifall aufgeführet worden, und die engländiſchen Tragödienſchreiber ſind geblieben, wie ſie waren. Eben ſo ſehr iſt es zu befürchten, daß der bitterſten Satire ohnerachtet, die**) G***aner ewig bleiben werden, was ſie ſind.

In ſpite of ſenſe and reaſon blockheads ſtill.

Unſere meiſten Schauſpieler haben ihre Kunſt bloß aus der Erfahrung gelernet, und ſind in den Gründen derſelben ganz unwiſſend. Die Sorgloſigkeit und die Unwiſſenheit der Zuhörer beſtärkt ſie in ihrer Mittelmäßigkeit. Das Volk zu Athen, das eine unrichtige Geberde des Schauſpielers bemerken konte, mußte von ihnen mehr fodern,

*) The tragedie of tragedies or the hiſtory of Tom Thumb the great eine Farce des berühmten Fieldings critiſiret die engländiſchen Tragödien, wie der Herzog von Bukingham ihre Komödien mit dem berühmten Rehearſal kritiſiret hat, das ganze Stükk iſt aus ſchwülſtigen und lächerlich tragiſchen Stellen zuſammen geſezzet, und am Ende erſtechen ſich alle Hauptperſonen wie in der Zayde des Hrn. v. S.

) Hr. * ſagte bei Leſung einiger Stellen aus dem N. D. A. G.: Nein! nun iſt es Zeit, daß man wieder auf G** Satiren macht, ſo bitter als möglich, daß er davon plazzen möchte! Dis werden ſie nicht ſehen, ſagte Hr. *** lachend: machen ſie lieber ein Lobgedicht auf ihn, ſo könte er eher für Einbildung plazzen.

und erwarten, als wir, die wir klatschen, wann der Schauspieler im Trauerspiele unbändig schreiet, und sich vor die Brust schläget, oder im Lustspiele Pikkelheringspossen macht. Wir haben vortrefliche Schauspieler, die meisten sind es aber vielleicht durch eine Art von Instinkt, und wann die Gründe ihrer Kunst bekannter wären, und die Schauspieler selbst sie höher schäzten, so würden es mehrere sein. Es ist zu vermuthen, daß dieselbe durch ein Werk, von der körperlichen Beredsamkeit, das Hr. Leßing verspricht, in ein sehr schönes Licht werden gesezzet werden.

So sehr ein deutscher Patriot wünschen muß, daß man die Geschikklichkeit und die Fehler der Schauspieler einer mehrern Aufmerksamkeit würdigte, so sehr wird man Ursache haben, die Nachrichten von verschiedenen deutschen Schaubühnen, die die Herren Verfasser der Erweiterungen des Erkenntnisses und des Vergnügens versprochen haben, zu verbitten. Zwei Beurtheilungen der Schuchischen Schaubühne, die sie in ihre Monatsschrift eingerükket haben, erwekken kein Verlangen nach mehreren. Derienige, der diese Geselschaft, von Berlin aus, beurtheilet hat, scheinet seine Kenntniß von der Schaubühne in der Geselschaft der Berlinischen Komödiantinnen gelernet zu haben, die er fleißig als algemeine Exempel anführet, so wie seine verwirrte Gedanken von der Schauspielkunst, die ohnedem gar nicht an ihrem Orte stehen, gänzlich aus ihrer Art vorzustellen hergenommen zu sein scheinen. Die grosse Kenntniß des Theaters, die er besizzet, kan man daraus abnehmen, daß er die römische theatralische Kleidung, wie sie auf allen Theatern gebräuchlich ist, nicht deutlicher zu beschreiben weis, als unter dem Nahmen, der steifen Schürzen, wie sie in den Berlinischen Opern gebraucht werden. Ob er gleich von sich rühmet, daß er durch die französische Komödie (vermuthlich in Berlin) ein feines Gehör in der Declamation erhalten habe, so ist es doch

gewiß, daß seine feine Begriffe von der Declamation und von der Aktion, nicht viel taugen müssen, weil er in den Schuchischen Kindern dereinst gute Schauspieler zu sehen hofft, welches sie ohnmöglich werden können, da sie zu der Schauspielkunst gar keine Anleitung haben, und durch schlechte Exempel täglich mehr verdorben werden. Eben so sehr verräth er seine Schwäche, wann er in den Tänzen des geschikten Balletmeisters der Schuchischen Gesellschaft, Hrn. Mecour, Erfindung und gute Ausführung vermisset. Der Breßlauische Beurtheiler der Schuchischen Gesellschaft macht es ein wenig besser, wann er aber den Schauspieler, Hrn. Mayer, für eine Zierde des deutschen Theaters ausgibt, so hat es wohl eben so viel zu bedeuten, als wann er die Herren Erweiterer einsichtsvolle Beförderer des guten Geschmakks nennet. Heute spielt Koch das Loos in der Lotterie, ich werde in die Komödie gehen, und versuchen, ob ich das viele Böse vergessen kan, das ich heute von der deutschen Schaubühne gesagt habe 2c.

Der zwölfte Brief.

Mein Herr!

Ich traf neulich auf einem Koffeehause einen Franzosen an, der sich mit einem Deutschen von der deutschen Litteratur unterredete. Ich gestehe es, sagte der Franzose, daß ich unrecht gehabt habe, da ich eure Sprache bishero für barbarisch und unausgearbeitet gehalten habe; Ich komme izt beinahe auf die Gedanken, daß sie noch mehr poliret sein müsse, als die unsrige, weil ich mit Verwunderung von euch höre, daß in allen Provinzen Deutschlandes und in allen grossen Städten Gesellschaften sind, deren

einzige Absicht ist, die Sprache zu bearbeiten, und sie bei ihrer Reinigkeit zu erhalten. Es ist bekannt, was uns die einzige französische Akademie für Nuzzen geschaffet hat, und daß man zuweilen ihre Aussprüche nicht beobachtet hat, komt meines Erachtens, bloß daher, weil sie nur eine ist, und man es für schimpflich gehalten hat, sich in allem nach einer einzigen Geselschaft zu richten; bei euch aber wird sich niemand den Aussprüchen einer Menge erleuchteter Männer widersezzen können, die in alle Provinzen vertheilet sind, und dennoch, nach einen und eben denselben Grundsäzzen handeln, und vermuthlich wegen zweifelhafter Fälle, in einer beständigen Correspondenz stehen. Dieses eben nicht, antwortete der Deutsche, es bekümmert sich keine Geselschaft sonderlich um die andere, und dis ist auch eben so gut, denn da eine immer andere Meinungen hat als die andere, so würden sie einander beständig in den Haaren liegen, und Pasquille aufeinander schreiben, wovon wir schon Exempel haben. Dis befremdet mich, sagte der Franzose, aber es muß viel Verwirrung in eurer Sprache geben, wann sich die Aussprüche so vornehmer Geselschaften widersprechen, und man nicht weiß, an welche man sich halten soll. O, sagte der Deutsche, sie thun wenig Aussprüche, und man kehrt sich auch an ihre Aussprüche nicht, sie überlassen die Sprache der Willkühr der Schriftsteller, dann man glaubt bei uns, daß wer gut denken kan, auch gut schreiben könne. Bei uns ist es nicht so, versezte der Franzose, und schüttelte den Kopf; Ja, aber bei uns, sagte der Deutsche, muß es wohl so sein, denn unsere deutsche Geselschaften bekümmern sich um die Bestimmung der Sprachregeln und dergleichen sehr wenig: = = und was thun sie dann sonst? fragte der erstaunte Franzose. Ei, antwortete mein Landsmann: sie schreiben allerhand, Poesie und Prosa, gut und schlecht, aber doch alles deutsch, dieses lesen sie sich vor, und lassen es auch zuweilen drukken.

Dis komt, sagte der Franzose, gar nicht mit dem Enthusiasmus überein, mit dem ihr vorher von euern deutschen Geselschaften sprachet; Ihr hättet sie nicht mit der Academie françoise vergleichen sollen. Wir haben kleine Akademien genug, zu Caen, Pau, Angers, Toulouse und andern Oertern, die zu einer solchen Vergleichung noch beinahe zu gut gewesen wären. Ich habe es ohnedem an euch bemerket, daß ihr vieles als etwas grosses und besonders ausgebet, das man bei uns gar nicht dafür annehmen würde. Ich bin kein blinder Verehrer meiner Nation, aber aus allem dem, was ihr mir gesagt habet, kan ich noch nicht sehen, daß es die eurige in den schönen Wissenschaften so weit solte gebracht haben, als dieselbe. Ihr wisset alle Kleinigkeiten groß zu machen, wann es darauf ankomt, euch zu loben. Von solchen Geselschaften, als die sind, von denen ihr mir eben gesagt habet, redet man in Frankreich, als von Sachen, die Particuliers unter sich haben, aber nicht, als von Anstalten, die die Bemühungen oder die Verdienste eines ganzen Volkes beweisen können.

Ich hatte Zeit genug meine Betrachtungen über diese Unterredung zu machen, weil beide aufstanden, und ihren Ort verliessen; Ich finde wirklich, daß der Name der deutschen Geselschaften, den Geselschaften, die sich denselben zueignen, in sehr uneigentlichem Verstande zukomt. Alle dieienigen zusammen, die wir bis izo gehabt haben, und noch haben, haben nicht so viel Verdienste um die deutsche Sprache, als die einzige nunmehr untergegangene deutsche Geselschaft in Leipzig; Es ist gewiß, daß die Wissenschaften und Künste, durch Geselschaften empor gestiegen sind, aber dis ist nur in sofern geschehen, als diese Geselschaften Werke zu stande gebracht haben, zu denen die Kräfte eines einzigen nicht zugereichet hätten. Man könte aber wohl fragen, ob uns alle deutsche Geselschaften nur ein Werk geliefert hätten, welches nicht auch

einzelne Personen hätten zu Stande bringen können. Die Schriften, die sie heraus geben, sind zuweilen die deutlichste Beweise, wie wenig ihre Mitglieder der Sprache und der schönen Wissenschaften, über die sie richten sollen, mächtig sind. Wir haben noch ganz kürzlich ein Beispiel an den Schriften der Königsbergischen Gesellschaft, man weiß wohl, daß die Herren Gottschedianer im Besizze sind, schlechte Sachen zu liefern, aber ich dächte, sie solten doch so viel von der Stimme des Publici gehöret haben, daß sie sich abhalten lassen könten, ihr Schlechtes in ganzen Samlungen zu liefern. Die Schriften der deutschen Gesellschaft in Jena, enthalten unter viel schönen Stükken, auch eine Danksagungsode des Hrn. von Spilker, und eine höchst elende Abhandlung von den unerkannten Sünden der Dichter,*) die, nebst andern, dem Geschmakk desienigen, der sie zum Drukk ausgelesen hat, keine Ehre machen. Ich finde in den Schriften dieser Gesellschaft einen Aufsaz, dessen Ueberschrift meine ganze Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, es ist des Herrn P. Müllers Vorschlag zu einem neuen deutschen Wörterbuch, dessen Merkwürdigkeit ihm schon eine rühmliche Anzeige in den Göttingischen gelehrten Anzeigen zuwege gebracht hat. Ich will Sie davon ein wenig unterhalten, weil wir doch einmahl auf das Kapitel von der deutschen Sprache gekommen sind.

Wann der Vorschlag, so wie ihn der Hr. P. Müller vorträget, solte ausgeführet werden, so würde es ein Werk sein, das den deutschen Namen unsterblich machte, das vortreflichste Denkmahl einer patriotischen Gesinnung, aber er ist auch, wie alle solche erhabene Vorschläge, so möglich, als die platonische Republik.

*) Diese lächerlich-traurige Schrift, ist gerade das Gegentheil von Camüsats vortreflicher Abhandlung, sur les poetes qui ont chanté la volupté, welche den besten Ausgaben der Oeuvres de Chaulieu beigefügt zu sein pfleget.

Der Vorschlag ist kürzlich dieser: Alle deutsche Gesellschaften sollen sich vereinigen, ein deutsches Wörterbuch, nach einem von allen genehm gehaltenen Plan zu verfertigen, die Gesellschaften sollen sich in die Buchstaben theilen, und was iede ausgearbeitet, allen andern zur Beurtheilung vorgeleget werden; Zur Ausarbeitung eines ieden Buchstabens hätte iede Gesellschaft ein halb Jahr, zur Durchsicht eines ieden Buchstaben ein viertel Jahr, und zur Beilegung der etwa vorfallenden Streitigkeiten, ein anderes viertel Jahr.

Ich finde unübersteigliche Hindernisse, die sich diesem Vorschlage widersezzen, 1) in denienigen, die an diesem Wörterbuche arbeiten sollen: Wer die so sehr verschiedenen Grundsäzze der deutschen Gesellschaften erwäget, der siehet leicht ein, daß es unmöglich zu hoffen sei, so viel verschiedendenkende Köpfe zu einem so wichtigen Werke unter einen Hut zu bringen. Eine iede wird recht zu haben glauben, ihren eigenen Grundsäzzen zu folgen, und wann auch, welches doch kaum zu hoffen stehet, eine iede nachgeben wolte, so fürchte ich doch, daß sie nicht zusammen kommen möchten. Selbst die Jenaische Gesellschaft, würde eine harte Probe ihres patriotischen Verläugnen ausstehen, weil sie gewiß würde zugeben müssen, daß das Wort Deutsch ins D und nicht ins T eingetragen würde, solte es auch nur aus der Ursache geschehen, weil alle andere deutsche Gesellschaften dieser Meinung sein würden, und man würde gewiß mehr solche küzliche Fälle finden. Ueberdem sezt auch Hr. P. Müller die Geschikklichkeit der Mitglieder der deutschen Gesellschaften als ausgemacht voraus, wider welche noch viele Zweifel zu machen wären. Es ist zwar gewiß, daß viele ansehnliche und berühmte Männer den Namen der Mitglieder deutscher Gesellschaften führen; aber die Bande, womit sie an diese Gesellschaften verbunden sind, sind viel zu weitläuftig, als daß sie sich zu einer solchen Arbeit

verbinden solten; Die wenigen unter denselben, die mit einigen Geselschaften näher verbunden sind, würden an ihren ordentlichen Amtsgeschäften Hinderniß und Entschuldigung genug finden. Die meisten wirklichen Mitglieder deutscher Geselschaften, auf welchen auch der gröste Theil der Arbeit beruhen würde, sind iunge Leute, die zum Theil die Sprache, die sie zu üben anfangen, noch nicht in ihrer Gewalt haben, geschweige daß sie die nöthigen Hülfsmittel, die fremden Sprachen, die Kritik, die Geschichte zu brauchen, im Stande sein solten. Was würde man von diesen Leuten, die gewiß die gröste Anzahl der Mitarbeiter ausmachen würden, wohl erwarten können? Daß Mitglieder deutscher Geselschaften, wider die deutsche Sprachkunst anstossen, ist so sehr gemein, daß es keines Beweises braucht; aber was mich am meisten wundert, ist, daß man auch in den Schriften der Jenaischen Geselschaft, an mehr als einem Orte Beispiele davon antrift; einsweilen, umrungen, an statt umringet, abhelfliche Maße geben u. d. gl. sind Redensarten, die niemand für rein und zierlich deutsch erkennen wird.

2) Ist bei der Zeit sehr viel zu erinnern. Sie ist zu der Ausarbeitung viel zu kurz angesezzet, und wann man hingegen die Zeit bedenket, die die Verbesserung wegnimmt, und erwäget, wie viel Hindernissen ein Werk unterworfen ist, das von sehr vielen und verschiedenen Köpfen abhänget, und gleichwohl mehrere Jahre dauern soll, so wird sie viel zu lang scheinen. Lassen Sie uns einen kleinen Ueberschlag machen: Mir sind nur acht Geselschaften bekannt, die an dem Wörterbuche arbeiten könten, nämlich:

Die deutsche Geselschaft in Jena.
Die deutsche Geselschaft in Göttingen.
Die deutsche Geselschaft in Helmstädt.
Die deutsche Geselschaft in Königsberg.
Die deutsche Geselschaft in Frankfurt an der Oder.
Die deutsche Geselschaft in Bremen.

Die Geselschaft der Freunde der schönen Wissenschaften, vormals in Halle, izt in Frankfurt an der Oder.
Die Geselschaft der freien Künste in Leipzig.

Ob sie sich alle gleich willig würden finden lassen? Ob sie alle gleich geschikt dazu sind? und ob nicht manche gegen manche etwas einzuwenden haben würden? ist eine andere Frage: Doch wir wollen achte sezzen, so würde folgen, daß von vier und zwanzig Buchstaben, iede drei in anderthalb Jahren ausarbeiten müste. Vier und zwanzig Vierteliahre zur Durchsicht eines ieden Buchstaben, von ieder Geselschaft machten sechs Jahre, und weil für ieden Buchstaben, zu Abthuung der Streitigkeiten, und der Zeit, die zur Correspondenz erfordert wird (ein Punkt den Hr. P. Müller vergessen hat,) auch ein Vierteliahr gerechnet wird, so machet dieses noch vier und zwanzig Vierteliahre, oder sechs Jahre aus. Nimt man nun die Hindernisse und Aufhaltungen, die in so langer Zeit nicht fehlen werden, dazu, so wird man finden, daß vierzehen bis funfzehen Jahre kaum hinreichen würden. Und hier wird doch noch vorausgesezzet, daß die eigentliche Ausarbeitung in anderthalb Jahren, könne volbracht werden, welches ich für unmöglich halte. Wann sechszehen bis zwanzig Personen, (dann so viel wirkliche Mitglieder wird ohngefähr iede Geselschaft haben) einen Buchstaben von etlichen tausend Wörtern ausarbeiten sollen, so müssen sie beinahe ihre ganze Zeit darauf wenden, welches weder zu verlangen noch zu hoffen ist; und hier ist doch nicht einmahl das in Ordnung bringen, das doppelte Abschreiben u. d. gl. gerechnet. Gesezt auch, daß der Anfang mit grossem Feuer geschähe, so ist doch zu befürchten, daß dasselbe in den folgenden beiden halben Jahren bei vielen sehr sinken würde, da es durch gar nichts, als eine patriotische Neigung unterhalten wird. Dieses würde man in den folgenden zehen und mehr Jahren, die zur Ausbesserung

bestimmet sind, noch mehr merken. Dann hier würde vielen die Gedult reisen, der Unbequemlichkeit nicht zu gedenken, daß die Geselschaften andere Vorsteher und Mitglieder würden erhalten haben, und also ganz andere urtheilen würden, als die geschrieben hatten. Es ist auch ein grosser Fehler bei diesem Vorschlag, daß niemand von den Mitarbeitern, ausser der Ehre, einigen Vortheil davon zu gewarten hat, (dann der Vortheil, der von dem Drukk könte gezogen werden, würde, wann er unter alle vertheilet werden solte, ungemein geringe sein) und gleichwohl ausser der Mühe viel ausserordentliche Ausgaben an Abschreiberlohn, Briefporto, u. s. w. dazu erfodert, wozu kein Fonds angewiesen ist.

Die französische Akademie, die mehr Zeit auf ihre Arbeit wenden konte, als unsere deutsche Gesellschaften können würden, und die auch ihre Arbeit nicht an sieben andere Geselschaften schikken durfte; hat auf die blosse Durchsicht und Verbesserung ihres Wörterbuchs, das doch schon entworfen war, zwei und zwanzig Jahre, von 1672. bis 1694. zugebracht; wie solten dann die deutschen bei weit unbequemern Umständen hoffen können, Ausarbeitung und Durchsicht in der Hälfte dieser Zeit zu vollenden? da überdem die deutsche Sprache an sich weit reicher ist, als die französische, und Hr. P. Müller noch dazu seinen Entwurf, viel weitläuftiger eingerichtet hat, als die französische Akademie, den ihrigen, wovon ich gleich mehr sagen werde: Das Beispiel der Akademie della Crusca ist noch weniger tröstlich, dann diese hat bekanntermassen vierzig Jahr zugebracht, ihr berühmtes Wörterbuch zu sammeln, und hat fast eben so lange nicht unterlassen, es zu ergänzen und zu verbessern.

Sie werden also leicht sehen, daß der Vorschlag des Herrn P. Müllers unausgeführet bleiben wird. Ich muß aber gestehen, daß ich dennoch ein grosses Vergnügen über

diesen patriotischen Vorschlag, empfunden habe, weil solche Vorschläge bei uns sehr selten sind, und er vielleicht zu einem Vorschlage Gelegenheit geben kan, der leichter auszuführen ist. In dieser Absicht habe ich dem Entwurf des Hrn. P. Müllers, weiter nachgedacht, und ich will Ihnen einige Gedanken darüber entdekken.

Das vornehmste, was ich an dem Entwurf des Hrn. P. Müllers auszusezzen habe, ist, daß er in sein Wörterbuch, alle deutsche Wörter, alte und neue, gebräuchliche und ungebräuchliche, ia so gar ganz veraltete, und unverständlich gewordene Wörter, Kunstwörter, Provinzialwörter, pöbelhafte Wörter bringen will, und nichts davon ausschlüsset, was deutsch ist. Er sezt hierdurch das ganze Unternehmen unendlichen Schwierigkeiten aus, und vermehret die Grösse des Werks, wohl um die Hälfte, die einen sehr geringen Nuzzen haben würde. Er scheinet, den Zwekk seines Wörterbuchs: Daß es die deutsche Sprache, nach ihrer ohnfehlbaren Reinigkeit, Richtigkeit, in ihrem ganzen Reichthume, nach der vernünftigsten Rechtschreibung, bekannt machen solle, aus den Augen gelassen zu haben. Der Reichthum der deutschen Sprache wird durch die alten Wörter, die sich nur noch in den alten Handschriften finden; durch die Kunstwörter, Provinzialwörter, und Wörter des gemeinen Lebens, nicht erwiesen. Es ist sehr nüzlich, von allen diesen, besondere Wörterbücher zu haben, aber in ein algemeines deutsches Wörterbuch, gehören sie nicht. Die Französische Akademie, die eben diese Absicht hatte, und die wegen der glükklichen Ausführung dieses Vorsazzes, davon die ganze Welt überzeiget ist, gar wohl verdienet, unser Muster zu werden, hat bloß dieienigen Wörter zu ihrem Plan genommen, die in artigen Geselschaften, in öffentlichen Reden, in der Dichtkunst, in der Geschichte, und kurz in allen den Schriften gebraucht werden können, die iedermann

lesen und verstehen kan; hingegen hat sie ausdrükklich davon ausgeschlossen: Die Kunstwörter, wofern sie nicht sehr bekannt, und im gemeinen Leben gebräuchlich sind; die veralteten Wörter, wofern sie nicht Stammwörter gebräuchlicher Wörter sind. Neue Redensarten, die noch nicht allgemein gebräuchlich, (hieher werden bei uns die ungeheuren poetischen Epitheta, der Herren Schweizer zum Theil gehören,) die Schimpfwörter, die Wörter der Schwelger, (termes de Debauche) diejenigen, die die Religion und die Schamhaftigkeit beleidigen, und endlich die pöbelhaften Wörter nebst den Provinzialwörtern.

Ich darf zu dieser Einrichtung nichts hinzuthun, weil Ihnen ihr Vorzug sogleich in die Augen leuchten wird.

Mich dünkt auch, daß die vornehmste Bemühung eines Wörterbuchs nicht so wohl die Aufsuchung der Stammwörter, und die Bestimmung der Rechtschreibung, als vielmehr die allergenauste Untersuchung, aller Haupt- und Nebenbedeutungen eines Wortes, sein würde, Hr. Müller berühret diesen Punkt zwar auch, aber nur als einen Nebenpunkt, da er meines Erachtens, der Hauptendzwekk eines vernünftigen und brauchbaren Wörterbuchs sein muß. Die allgemeine Bedeutung eines Wortes, läßt sich zwar wohl aus der Etymologie, und der Rechtschreibung bestimmen, aber die nähere Bedeutungen, und die verschiedene Nebenbegriffe, durch deren Verbindung, der Hauptbegriff geschwächet, oder gestärket werden kan, müssen durch die genauste Vergleichung verschiedener Exempel gefunden werden, und wann man sich bei den daraus zu ziehenden Schlüssen, einer philosophischen Gründlichkeit bedienet, so kan der Leser sich nicht nur Raths erholen, sondern, wann er einer Meinung nicht Beifall geben kan, beurtheilen, in wie fern sie gegründet sei, oder nicht. Eine solche Bemühung, würde in unserer Sprache, die Gewißheit und Genauigkeit bringen, die die schönsten Eigenschaften einer Sprache sind.

Ich wünschte, daß alle unsere Schriftsteller anfingen, sich mehr um die Sprache zu bekümmern, als es bisher geschehen ist. Es wäre eine Unternehmung, die nicht vielen Schwierigkeiten unterworfen sein, und dennoch einen unausbleiblichen Nuzzen mit sich führen würde, wann man anfinge, auf die Bedeutungen, und Verbindungen der Wörter, näher acht zu geben, und einen Versuch machte, Anmerkungen über unsere Sprache, wie sie Vaugelas und Bouheurs, über die ihrige gemacht haben, herauszugeben. Sonderlich wäre es ein Werk von einem unbeschreiblichen Nuzzen, wann iemand ein Werk von den Gallicismen in unserer Sprache schriebe, so, wie Mauvillon von den Germanismen in der französischen Sprache geschrieben hat, aber der Verfasser eines solchen Werks, müste kein Pedant sein, der gute und zierliche Redensarten, darum verwürfe, weil man in der französischen Sprache ähnlich lautende hat, sondern er müste das Genie beider Sprachen wohl kennen. Die deutschen Geselschaften würden diesen Namen besser verdienen, wann sie sich die Mühe gäben, die herauskommende Bücher in Absicht auf die Sprache zu kritisiren, neugebrauchte Redensarten zu prüfen, die Wortfügungen zu untersuchen und zu bestimmen, unsern häufigen Uebersezzern, besser deutsch zu lehren, und also durch eine oft wiederholte Kritik das Vorurtheil zu vertilgen, das es unanständig sei, sich um das, was die Sprache angehet, zu bekümmern, welches leider nur alzusehr bei uns im Schwange ist. Nur wegen gewisser Leute muß ich erinnern, daß sie eine Mittelstrasse beobachten müsten, um die Sprache nicht matt zu machen, anstatt sie zu poliren.

Wann dann also unsere Sprache in eine etwas bessere Ordnung gebracht, und auf mehr als eine Art, der Weg zu einem volständigen deutschen Wörterbuche gebahnet sein wird, So könte es vielleicht einer Geselschaft vernünftiger und erfahrner Männer, denen es an den gehörigen Hülfsmitteln,

an Sprachen u. s. w. nicht fehlet, wann sie vorhero eine Zeitlang gesammelt, gelingen, ein so wichtiges Werk zu Stande zu bringen, welches den Deutschen so viel Nuzzen als Ehre bringen wird. Leben sie wohl. Ich bin 2c. 2c.

Der dreizehnde Brief.

Mein erzörnter Freund!

Ich will es geduldig ertragen, daß Sie mich einen Wortgrübler, und wer weis was noch mehr, nennen, weil ich in Ihrem Gedichte unrechte und harte Construktionen, nebst undeutschen Redensarten, und der Natur unserer Sprache zuwiderlaufenden Zusammenfügungen bemerket habe. Ich kan es sehr wohl geschehen lassen, daß Sie diese Art zu denken, einen Esprit mediocre françois betituln, weil ich lieber mit den Franzosen auf dem rechten Wege bin, als mit meinen lieben Landesleuten irre. Meine Art zu denken, ist auch nicht so wohl Mittelmässigkeit, als vielmehr die Mittelstrasse zwischen den Ausschweifungen, die zum Schwulst und Unsinn leiten, und der Furchtsamkeit, die uns niemals erlaubet, uns über unsere alte Vorurtheile zu erheben. Sorgen Sie ia nicht, daß ich die Einbildungskraft, und die Freiheiten der Dichter über die Sprache, einschränken werde. Sie meinen, daß ich wider die deutschen Dichter besonders eingenommen sein müsse; ich muß Ihnen zu Ihrem Troste sagen, daß ich mit unsern prosaischen Schriftstellern noch weit weniger zufrieden bin. Die Reinigkeit und die Richtigkeit unserer Sprache liegt mir so sehr am Herzen, als sie von unsern meisten Schriftstellern, gering geschäzzet wird. Ich bin überzeugt, daß sie der erste Schritt zu dem Fortgange der schönen Wissenschaften in

einem Lande ist; und gleichwohl ist es fast unglaublich, wie sehr man, ein so nöthiges Stükk bei uns verabsäumet. Nicht allein der gröste Haufen, sondern auch einige unserer besten Schriftsteller scheinen sich fast gar nicht darum zu bekümmern. Wir wissen fast gar nicht mehr was reine deutsche Wortfügungen sind. Unsere Uebersezzer bereichern unsere Sprache täglich mit Redensarten, die der Natur derselben gänzlich zuwider sind: Sie bringen zu ihrer Arbeit, zuweilen so wenig Kenntniß der Sprache, aus der sie übersezzen, als der in die sie übersezzen. Sie construiren die Französische Sprache, so wie die Deutsche, und schreiben in der deutschen Sprache, so wie in der Französischen. Ich will es unter dreissig Uebersezzungen aus dem Französischen, gewiß neun und zwanzigen, ansehen, daß sie aus dem Französischen übersezzet sind. Man denke aber ia nicht, daß bloß unsere Uebersezzer schlechtes Deutsch schreiben; unsre meisten Originalschriftsteller, sind hierinnen so nachlässig, daß sie zum Theil es wohl gar für eine Schande hielten, die Gesezze der Sprachkunst zu beobachten. Ich will gar nicht von denen reden, die iuristisch oder philosophisch oder dogmatisch schreiben, und wider den sogenannten stilum curiae habe ich auch nichts; ich spreche bloß von denen die uns Werke der Beredsamkeit, und des Wizzes überhaupt, liefern wollen, oder die vorgeben, daß sie schön, ordentlich und zierlich schreiben.

Man hat die Frage aufgeworfen: Ob die Deutschen klassische Schriftsteller haben. Eine unnöthige Frage, die man unmöglich beiahen kan, deren Verneinung aber auch den Deutschen nicht zur Schande gereichet. Die Franzosen haben es zu einer Zeit, da ihre Sprache in dem grösten Flor stehet, bekannt, daß sie keine klassische Schriftsteller haben, und man wird wohl nicht sehr unpartheiisch sein dürfen, um ein gleiches von den Deutschen zu bekennen. Wo solte man auch wohl bei uns klassische Schriftsteller suchen, man würde sich sehr irren, wann man eine klassische

Richtigkeit bei dem Hrn. P. Gottsched und seinen Anhängern, die sich ihrer Sorge für die Sprache so sehr rühmen, suchen wolte, so wenig die Sprachkunst des Hrn. P. G. (die ich sonst für ein sehr vortrefliches Werk halte) durchgängig angenommen ist, so wenig schreiben er und seine Schüler allezeit genau nach derselben, und nach dem allgemeinen Sprachgebrauch. Es wird überdem von einem klaßischen Schriftsteller mehr als eine grammatikalische Richtigkeit gefodert. Er muß die Natur der Sprache, darin er schreibet, ganz volkommen kennen, und seine Gedanken, in allen Fällen, so vorzutragen und zu verbinden wissen, daß sie mit derselben übereinstimmen, er muß allezeit die besten Redensarten wählen, und nie müssen ihm unedle, oder nicht nachzuahmende Redensarten entfahren; Alsdenn kan sein Exempel statt einer Regel dienen, und man kan ihn als einen Gewährsmann anführen. Ich weiß wohl, daß Hr. Gottsched für einen klaßischen Schriftsteller will gehalten sein, und daß seine Schüler, wann sie getreulich in die Fußtapfen ihres Lehrers treten, sich so viel kleine klaßische Schriftsteller zu sein dünken, aber man darf nur ihre Schreibart ein klein wenig untersuchen, so wird man gar nicht Ursache finden zufrieden zu sein.

Hr. P. G. hat sich einige Redensarten angewöhnet, die zu einer Gattung gehören, die er Kern- und Gleichnißreden nennet; in denselben soll sich nach seiner Meinung*)

*) S. desselben grössere Sprachkunst, S. 511. Der Hr. behauptet, daß diese Kernreden einen grossen Wiz unserer Nation anzeigen, und daß durch dieselbe der Nachdrukk im Reden und Schreiben entstehe, den Ausländer bewundern, und in ihren Sprachen unmöglich erreichen können. Es sind aber unter diesen Kernreden kaum zwölfe, die nicht für den niedrigsten Pöbel gehören. Welcher Deutscher wird solch Zeug mit Vergnügen lesen können? als: einem etwas auf dem Aermel binden; einen clystiren; ein gläsern Dach haben; einem das Fell gerben; Ferkel machen; Grütze im Kopf haben; Hundehaare hacken; krauses Haar, krauser Sinn; Nicht ein Härlein, sagt Kahlkopf, u. d. gl. Der Hr. P. beweiset den Wiz der Deutschen mit einem Verzeichniß von 1600 schlechten Sprichwörtern gewiß eben so schlecht, als mit einem Verzeichniß von 1600 schlechten Komödien.

die Weisheit und moralische Weisheit eines Volkes (so schreibt er) zeigen: Es ist aber gewiß, daß sie iedermann, ausser ihm, höchst unangenehm und altfränkisch scheinen. Daß seine Perioden höchst schlecht sein, merket iedermann; er weiß die Kunst der Uebergänge gar nicht, und verbindet seine Säzze mit einem ewigen Nun, welches auf allen Seiten seiner Schriften bis zum Ekel vorkomt, seine Rede ist voller unedler Bilder und pöbelhafter Ausdrükke, die man sich kaum im gemeinen Leben erlauben kan. Wer kan folgende Ausdrükke vertragen, welche (oder andere, die eben so schlimm sind) der Hr. P. G. alle Augenblikke in seinen Schriften braucht: Erbettelte Lappen fremder Sprachen; Brocken aus einer Schrift; Den Wörtern den Kopf, den Schwanz, abbeissen; Solche Leckerbissen, die schon an den Zesianern ausgelacht worden, u. s. w. Ein Schriftsteller, muß so viel Achtung gegen seine Leser haben, daß er glaubt, daß sie nicht von dem untersten Pöbel sind. Welch ein elendes Ansehen, würden die deutschen Schriften bekommen, wann man den Hrn. P. G. als einen klaßischen Schriftsteller betrachten, und eben so schreiben wolte, als er*)? Er hat = = doch was soll ich viel von Dingen reden, die die ganze Welt weiß.

Laissons là Chapelain pour la derniere fois.

Dieienigen Schriftsteller, die der klaßischen Richtigkeit am nächsten kommen, sind meines Erachtens, unter den prosaischen Schriftstellern, der Herr Kanzler von Moßheim, und unter den Dichtern, nächst dem Hrn. v. Caniz, der Herr P. Gellert. Der erstere vortrefliche Geist hat sich in seinen Reden zuweilen von dem Feuer seiner Gedanken hinreissen lassen, aber seine Geschichte Servets ist ein Meisterstükk, dem es an Richtigkeit, Zierlichkeit, Deutlichkeit

*) Diesen Gedanken hätte der Verfasser dieses Briefes, mit des Hrn. P. G. Worten, sehr Gottschedisch nachdrükklich sagen können; es heist S. 462. der Sprachkunst: Vortreflich! Dann wie sehr könten wir, traun! nicht unsere Sprache bereichern, wann wir ein solch spannagelneues, oder vielmehr altbakkenes und vermodertes Deutsch wieder in den Schwang brächten?

und Genauigkeit, schwerlich ein deutsches Buch zuvor thun wird. Der Herr Prof. Gellert hat vor andern deutschen Dichtern den Vortheil, daß er zu der niederen Schreibart der Fabel nicht kühne Metaphern, und andere der Sprache ungewöhnliche Wendungen, nöthig gehabt. Da er mit der genausten Beobachtung der Sprachgesezze, die ihm gewöhnliche Annehmlichkeit und Leichtigkeit verbindet, so können seine Fabeln Muster einer ungezwungenen Schreibart, und harmonischer Verse sein.

Sie, mein lieber Freund, scheinen nicht allein klaßische Schriftsteller für unnöthig zu halten, sondern, Sie halten es auch für unnöthig, sich hierin nach den Regeln und nach dem Gebrauch eines einzigen Mannes zu richten; Sie glauben vielmehr, ein ieder Schriftsteller könne mit der Sprache umgehen, als mit seinem Eigenthum, und er könne darin Veränderungen und Verbesserungen machen, wie es ihm gut dünke. Trägt mir, sagen Sie, der Schriftsteller schöne Gedanken und richtige Wahrheiten vor, so urtheile ich, wann ich Redensarten und Ausdrükke finde, die von der gemeinen Gewohnheit abgehen, daß er entweder dazu gute Ursachen gehabt habe, oder daß er überhaupt die Regel, wider die sein Gebrauch streitet, für unnöthig gehalten habe; Doch so sprechen Sie nicht allein, sondern auch viele Herren von Ihrer Art. Es komt nur darauf an, ob es Ursachen geben könne, die wichtig genug sind, um den algemeinen Sprachgebrauch zu verändern, und ob ein einzelner Schriftsteller, Regeln, die durch den algemeinen Sprachgebrauch bestätiget sind, für unnöthig erklären könne? Ein Unpartheiischer, wird diese Fragen in den meisten Fällen mit Nein beantworten müssen.

Gewisse Leute thun sehr großmüthig, sie verachten die Silbenhelden, die für die Sprache sorgen, sie rühmen sich, daß sie bloß von den Schönheiten der Gedanken gerühret worden, und daß sie deswegen die Schönheiten der Sprache

für nichts achteten. Hängen aber nicht die Wirkungen der Gedanken von den guten oder schlechten Eigenschaften der Rede ab? Die Worte sind Zeichen der Gedanken: Gebet uns dunkle, verwirrte und unansehnliche Zeichen, so wird uns das Bezeichnete dunkel, verwirrt und unansehnlich vorkommen. Man schreiet, daß es Vorurtheile sind, aber, kan man ohne Vorurtheile sein, in einer Sache, die, wie die Sprache, unter der Herrschaft der Gewohnheit stehet.

Eine der vornehmsten Eigenschaften einer Sprache, ist die Deutlichkeit; um diese zu erlangen, muß man reden wie andere Menschen. Man muß sich also den Gesezzen der Sprachkunst unterwerfen. Auf der Deutlichkeit der Redensarten beruhet das zierliche, das fliessende, und alle andere gute Eigenschaften der Sprache. Man muß sich also befleißigen, aufs Deutlichste zu schreiben. Der höchste Grad der Deutlichkeit ist die Genauigkeit, eine der schönsten Eigenschaften eines Schriftstellers, und die unsern meisten Schriftstellern fehlet. Sie lehret ihn gerade die Worte, die Redensarten, die Verbindungen, wählen, die den Begriff von der Seite zeigen, von der er erscheinen soll; auch die kleinsten Nüancen müssen einem genauen Schriftsteller nicht entgehen, drei, vier Worte werden ihm nicht einerlei sein, er wird eins wählen, das gerade das beste ist, er wird keinen Begriff in die Rede bringen, der nicht dahin gehöret, und noch weniger Worte zum Ausdrukk eines Begriffs brauchen, die nicht nöthig sind. Er wird nie mit Worten, die einen unedlen Nebenbegriff (solte es auch nur aus einem Vorurtheile sein) mit sich führen, einen edlen Hauptbegriff schwächen. Es ist leicht zu begreifen, daß ein solcher Schriftsteller seine Sprache aufs genaueste inne haben müsse, dann wann er die Kraft und die genauste Bestimmung*) der Wörter nicht kennet, so läuft er Gefahr zu

*) Er muß nicht allein die Kraft des Worts an sich, sondern auch dieienige, so es durch den Gebrauch erhalten hat, kennen. Ein Wort kan seiner Etymologie

irren, wann er mitten auf dem rechten Wege zu ſein meinet = = Jch will abbrechen, dieſe Fehler ſind bei uns noch alzugewöhnlich, als daß meine Predigt dawider etwas helfen ſolte; Jch bin auch thörigt genug geweſen, einem Dichter vorzupredigen. Er hört dem Sprachkundigen geduldig zu, verſpricht auch wohl, ſich zu beſſern, und eilt in die Arme der Muſen, wo er hurtig alles vergißt, was er verſprochen hat.

Tel qu'un père dans Terence
Vient d'un fils amoureux gourmander imprudence.
Sagement cet amant ecoute ſes leçons
Et court chez ſa maitreſſe oublier ces chanſons.

Aber geben Sie acht, die Muſen werden in kurzem eben das von Jhnen verlangen, was der alte mürriſche Vater verlanget hat. Jch bin ꝛc.

Der vierzehende Brief.*)

Mein Herr!

Es iſt mir angenehm, daß ich ihre Einwürfe durch einen dritten beantworten kan, der die Sache der Herren Schweizer gewiß beſſer vertheidiget, als ich ſie würde haben vertheidigen können: Es iſt der Herr J. G. S. deſſen Gedanken über den vorzüglichen Werth der epiſchen Gedichte des Herrn Bodmers ich Jhnen als eine ganz kürzlich

nach edel ſein, aber durch den Gebrauch unedel geworden ſein; Die Herren Schweizer, die den Gebrauch entweder vor ein Vorurtheil halten, oder nur den ſchweizeriſchen Gebrauch für richtig halten, oder die Vorurtheile des Gebrauchs mit Gründen beſtreiten wollen, fehlen täglich hier; Wann der Verfaſſer des überſezten Miltons nicht dem Sprachgebrauch mit Fleiß hätte widerſtreiten wollen, ſo würde er uns mit Spießgeſellen der Engel verſchonet haben, und nicht zu einem wohlgebildeten Jüngling haben ſagen laſſen: Du biſt fein, ſchön und ſtämmig.

*) Antwort auf den ſiebenden Brief.

herausgekommene Neuigkeit, und zugleich als eine ausführliche Beantwortung ihres Briefes übersende. Der ungenannte Verfasser dieser Schrift, mag er auch sein wer er wolle, so wird man ihm nicht absprechen können, daß er ein einsichtsvoller und tugendhafter Mann sei. Das lezte hat er sonderlich dadurch gezeiget, daß er die Vortreflichkeit der bestrittenen Gedichte, vornehmlich aus ihrer Absicht, die Religion und die Tugend zu befördern, darzuthun suchet. Mich dünkt, dis heist uns diese Gedichte aus dem glükklichsten Augpunkte zeigen. Gesezt, daß man dieselben von der poetischen Seite auch für so schlecht erkennte, als Sie sie machen wollen, so wird ein rechtschaffener Mann doch allezeit einen Widerstand bei sich finden, Gedichte zu verachten, die die Tugend, die Religion vertheidigen, welche die höchste Glükseligkeit seines Lebens ausmachen. Der Eifer unsers Verfassers, die Gedichte des Hrn. Bodmers von dieser Seite anzupreisen, gehet so weit, daß er von den eigentlichen poetischen Schönheiten gar nicht redet, und daß er sich so gar feierlich erkläret, daß er kein Kunstrichter sei, und nicht für Kunstrichter schreibe. Dieses scheinet mir eine kleine List zu sein, dann wann der Hr. V. wie ich glaube, bewiesen hat, daß die Gedichte des Hrn. Bodmers von vielen Seiten vortreflich sind, und daß sonderlich die Hauptabsicht des Dichters, nämlich die Beförderung der Religion und Tugend, wirklich erreichet worden sei, so würde daraus folgen, daß der Dichter die Regeln der Kunst glükklich beobachtet haben müsse, weil man von der Würkung auf die Ursach schlüssen kan, und weil ein vortrefliches Werk des Geistes, nothwendig mit den Regeln der Kunst übereinstimmen muß. Da dieses gewiß ist, so muß ich mich wundern, daß Sie behaupten, der Noah könne in Erstaunen sezzen, und dennoch nicht gefallen. Wolten Sie hiermit andeuten, man müsse über die gar zu schlechte Ausführung des Noah erstaunen, so würde dieser

Gedanke gar nichts sagen. Wann Sie also das Erstaunen, wie es auch der Zusammenhang zeiget, auf der guten Seite nehmen, so müssen doch die vielen und grossen Volkommenheiten, Volkommenheiten, die man sehr selten in der Masse antrift, ia nur erwartet, dieses Erstaunen zuwege bringen; Wie solte dann der, den diese Volkommenheiten in Erstaunen sezzen, ihnen seinen Beifall versagen können? Was die einzelnen Stellen, die sie an den bestrittenen Gedichten tadeln, anbetrift, so glaube ich, daß wann man sie im Zusammenhange und in ihrem rechten Lichte betrachtet, sich sehr vieles werde entschuldigen und rechtfertigen lassen. Daß in der poetischen Schreibart eine Schäferin, aus deren Lippen Honig fleußt, und unter deren Zunge, Milch ist, ungereimt und lächerlich ist, wird Ihnen wohl niemand glauben, der Breitingers Abhandlung von den Gleichnissen gelesen hat. Auf die Art, wie dieser grosse Mann verschiedene Gleichnisse Homers gerettet hat, die dem ersten Anblikke nach noch viel seltsamer scheinen, würde diese, obgleich etwas kühne Metapher, auch leicht können gerechtfertiget werden. Es läuft vielleicht ein wenig Muthwillen unter Ihre Kritik: Sie sagen, Bodmers Gedichte sind altväterisch, vielleicht scheinen sie manchem Wizlinge altväterisch, weil sie aus der Bibel hergenommen sind, und weil sie die Gottesfurcht und Religion einprägen, die er für Narrenspossen hält; Der lustige Kopf ist Ihnen vielleicht nicht unbekannt, der gesungen hat:

Et nous rirons, mon cher ***
De cet amour theologal
De cet galanterie, feraphique et boufonne
Dont, dans des vers coufus tres mal
Tres fade defcription nous donne
Certain poetique animal
Nommé le Sieur Parcival
Et fa chere foeur colombonne.

Ich will zwar von Ihnen so arge Gedanken nicht haben, aber ich muß Ihnen auch gestehen, daß ich mit Ihren Worten keinen deutlichen Begriff verbinden kan; Ich glaube nicht, daß Hr. Bodmer den Minnesingern einen altväterischen Geschmakk könne abgelernet haben; ich traue ihm zu viel Beurtheilungskraft zu, als daß er nicht bis dahin, das gute von dem schlechten solte unterscheiden können; Wollen Sie aber auf den Gebrauch alter und ungewöhnlicher Worte deuten, so müssen Sie vorher die Freiheit bedenken, die die Poeten hierin haben; Ein ungewöhnliches Wort kan öfters eine Wirkung haben, die die gemeine Redensart, die damit überein komt, nicht gehabt haben würde; Was die niedrige Schreibart und die Gemählde von kleinen Umständen betrift, so entschuldigt sich Hr. Bodmer mit dem Beispiele der Griechen, und ich glaube auch, daß er dadurch genug entschuldiget sei. Es giebt zweierlei Arten, Gegenstände lebhaft vorzustellen, wann man in einer gepreßten Schreibart den ganzen Gegenstand auf einmahl von der vortheilhaftesten Seite vorstellet, oder wann man denselben nach und nach durch die Bemerkung der kleinsten Umstände, die ihn charakterisiren, in das Gemüth des Lesers gleichsam einschleichen läßet. Die erste ist glänzender, aber die andere hat auch ihre Schönheiten, und ist bei gewissen Gelegenheiten durchaus nothwendig. In dem epischen Gedichte gebühret ihr in den mehresten Fällen der Vorzug. = = Doch ich verliere mich unvermerkt in eine Vertheidigung, welche unnöthig sein möchte, wann die Gedanken des Hrn. S. wie ich glaube, Ihnen in vielen Stükken eine bessere Meinung von den Bodmerischen Gedichten beibringen werden. Ich bin 2c.

Der funfzehende Brief.

Mein Herr!

Ich habe die Gedanken über den Werth der epischen Gedichte des Hrn. Bodmers erhalten, und gelesen. Die vorgesezten Anfangsbuchstaben, scheinen einen berühmten Namen zu verrathen, aber ich muß es mit aller Hochachtung für die Verdienste des unbekannten Verfassers, bekennen, daß mir seine Gedanken keine Ursach, ia nicht einmahl Gelegenheit gegeben haben, meine Meinung von den neuen schweizerischen epischen Gedichten zu ändern. Ich würde es dem Hrn. Verfasser, auch ohne sein ausdrükkliches Bekenntniß, geglaubet haben, daß er Hr. Bodmers Freund in dem ganzen Umfange dieses Wortes ist, und es befremdet mich daher gar nicht, daß desselben Gedichte in Seinen Augen einen vorzüglichen Werth haben, ia, daß Er wünscht, daß Bodmer der Homer der Deutschen werden möchte, aber es befremdet mich, daß Er sich so gar schwacher Beweise bedienet hat, um die Vortreflichkeit der Gedichte darzuthun, die ihm so sehr am Herzen liegen. Ist es nicht etwas unerhörtes, daß ein Schriftsteller, der die Vortreflichkeit eines Gedichtes darthun will, erkläret: daß er kein Kunstrichter sei, und nicht als ein Kunstrichter schreiben wolle. Ich wundere mich dahero, daß sie mit dieser Schrift, die Einwürfe meines Briefes beantworten wollen; Hr. S. und ich, sprechen ia von ganz verschiedenen Dingen; er vertheidiget bloß Hr. Bodmers moralischen Charakter, und ich habe bloß seinen und seiner Nachfolger poetischen Charakter zu bestreiten gesucht. Es sei ferne von mir, daß ich wider den erstern etwas einwenden solte. Wann habe ich gezweifelt, daß Hr. B. ein gottesfürchtiger, ehrlicher, gelehrter und tugendhafter Mann sei? Wann habe ich es bestritten, daß er viele und grosse

Verdienste hat, und daß er gern der Homer der Deutschen werden will? Wider alle die Lobsprüche, die man ihm von der Seite seiner Verdienste, seiner Tugend, seiner guten Absicht dieselbe und die Religion zu befördern, giebet, habe ich gar nichts einzuwenden, und ich stimme denselben von ganzem Herzen bei:

Mais que pour un modèle on montre ſes ecrits
Comme roi des auteurs qu'on l'elève à l'empire
Ma bile alors s'echaufe et je brule d'ecrire
Et s'il ne m'eſt permis de le dire au papier
J'irai creuſer la terre et comme ce barbier
Faire dire aux roſeaux, par un nouvel organe
Midas le Roi Midas a des oreilles d'âne.

Mein Tadel wider die schweizerischen Gedichte, wird also noch in seiner ganzen Stärke bleiben, da es gewiß ist, daß ihr Vertheidiger blos von ihrer moralischen Güte geredet, und von ihrer poetischen Güte mit Vorbedacht geschwiegen hat; Es braucht aber keines Beweises, daß ein mittelmäßiger Moralist und ein grosser Dichter zweierlei sind. Ich will deswegen gar nicht in Abrede sein, daß er nicht von der Vortreflichkeit der Gedichte, die er anpreiset, volkommen überzeugt sein könne; Er trägt seine Gedanken von denselben viel zu ungekünstelt vor, als daß man ihn einer Verstellung beschuldigen könte, und Er erzählet seine Empfindungen so naiv, daß er sich sogar wundert, daß die Welt mit ihm nicht einerlei Meinung gehabt habe. „Es herrscht darin, sagt Er, ein so ausnehmender Geschmakk des Guten und Schönen, daß ich vermuthete, sie würden in Deutschland ein ausserordentliches Aufsehen machen: Da einmahl gewiß ist, daß man noch nichts von dieser Art in unserer Sprache gesehen hat. Je grösser meine Erwartung über die Aufnahme dieser Werke war, ie grösser war meine Verwunderung, da ich ein fast algemeines Stillschweigen, oder welches noch schlimmer ist, einen öftern Tadel über

so schäzbare Werke wahrnahm.„ (Ich würde gesagt haben, einen öftern Tadel, oder welches noch schlimmer ist, ein fast algemeines Stillschweigen. Solte ein wahrhaftig schönes Werk wohl fürchten, getadelt zu werden?)

Ich kan es nicht läugnen, daß ich ein wenig gelacht habe, als ich S. 23. fand, daß Hr. Bodmer seine Gegner schon im Voraus charakterisiret habe, als er von den Einwohnern von Masis gesungen:

Wiz ist ihr bester Verstand, und unsre göttliche Reden
Sind unsinniges Zeug in ihrem verkehrten Geschmakke.

Mir kam, mit Hrn. S. zu reden, gleich zu Sinn, wie bitter die Herren Schweizer schon ein paar mahl den, von ihnen so genannten bel-esprit, verdammet haben, und es musten mir nothwendig die grimmigen Leute einfallen, von denen Young saget:

These when their utmost venom they would spit
Most barbarously tell you — — he's a wit.

Der Hr. Vertheidiger erkläret, daß seine Absicht nicht sei, den Ruhm seines Freundes, des Hrn. Bodmers, zu vergrössern, und ich gerathe in die Versuchung, zu glauben, daß dieses wahr sei, weil ich finde, daß er nichts bewiesen hat, das Hrn. Bodmer zum Ruhme gereichen könte. Er handelt von dreierlei Gegenständen: Erstlich von dem Inhalt der Bodmerischen Gedichte, da er beweiset, daß die besungene Geschichten merkwürdig, rührend und erbauend sind, ferner von dem Charakter der Hauptpersonen, da er zeiget, daß dieselben Muster der Gottesfurcht, Redlichkeit, Klugheit und Tugend sind, und endlich von der Wissenschaft und Erkenntniß in den Bodmerischen Gedichten, da Er seinen Freund zu einem Polyhistor, und seine Gedichte zu einer Art von Encyklopädie machen will, bei deren Lesung man sich mit allen Arten von Wissenschaften, bekannt machen könne.

Dis ist alles, was in dieser Schrift behauptet wird, und worüber Hr. Bodmer, wie mich dünkt, nicht eben stolz werden darf: Wann nicht ein Mann, der nicht wie Hr. S. auf den Charakter eines Kunstrichters Verzicht gethan hat, beweisen wird, daß Hr. Bodmer seine Gegenstände richtig und wohl ausgearbeitet hat, so wird er noch immer ein Exempel sein, daß man schöne Geschichte schlecht erzählen könne. Die grossen Lobsprüche, die Hr. S. dem Hrn. Bodmer, wegen der in seinen Gedichten gezeigten Gelehrsamkeit giebet, werden manchem am allerseltsamsten vorkommen. Ich glaube, es ist noch kein Dichter, wegen der Gelehrsamkeit, die er in seinen Gedichten gezeiget hat, gepriesen worden: Jederman weiß, wie leicht es ist, zu einer historischen Kenntniß der Wissenschaften zu gelangen; Mit diesem kleinen Verdienste am unrechten Orte zu prahlen, zeigt eine Pedanterei an, die man schon an Milton und andern getadelt hat. Ich bin gewiß, daß selbst Hr. Bodmer die abentheuerlichen Gedanken sich nicht hat lassen in den Sinn kommen, daß man aus seinen Gedichten eine Kenntniß der Wissenschaften, davon er einiges hat einfliessen lassen, erlangen solle. Gleichwohl sagt es Hr. S. und er hat keine geringe Freude darüber, indem er es sagt: daß wer dieselben läse, dem werde der Kern der heutigen Wissenschaft als im Vorbeigang, bekannt. Ich erstaune, daß Hr. S. der, wo ich nicht irre, ein Mathematiker ist, behauptet, daß man den Kern der heutigen Wissenschaft, und zwar im Vorbeigang, und zwar aus einem Gedichte erlernen solle. Wer aber cavalierement von der Schaale der Wissenschaften etwas wissen will, den weise ich weit näher auf die Compendia, aus denen Hr. Bodmer seine Wissenschaft geschöpfet hat.

Wann Hr. Bodmer ia die Welt hat erbauen und unterrichten wollen, warum hat es denn eben durch Gedichte geschehen müssen? Bloß die unzeitige Begierde, ein Dichter sein zu wollen, hat ihn abgehalten, uns an statt seiner

epischen Geschichte, einen Commentarium über die Bücher Mosis zu liefern. Ausserdem daß er dabei seine Moral, so gut als in seinen Gedichten, hätte anbringen können, so hätte er darinnen den Schaz von Gelehrsamkeit den Hr. S. so sehr an ihm rühmet, mit bessern Nuzzen der Welt mittheilen können; Denn ich bin versichert, daß man aus seinem Commentario gewiß eher eine Kenntniß der Eigenschaften der hebräischen Sprache und der Jüdischen Alterthümer würde erlanget haben, als man aus seinen Gedichten die Astronomie und Physik lernen wird. Hat er aber die Welt bloß erbauen wollen, warum hat er nicht Predigten oder moralische Discurse geliefert. Hr. S. betrachtet ia ohnedem dessen Gedichte nur als moralische Reden, und unterscheidet die Wirkungen des Gedichts von den Wirkungen der Sittenlehre auf eine fast seltsame Art, wann er sagt: „Ich sehe den Jacob, Noah, und andere Helden meines Dichters, nicht als theatralische Personen an, die in abgemessenen und wollautenden Worten sprechen, um mein Ohr zu ergezzen, oder mich zur Bewunderung ihrer Kunst zu zwingen. Sie sind mir Prediger der Gottesfurcht rc.„ So meint dann also Hr. S. daß man bei einem Gedichte von der Kunst des Dichters gänzlich abstrahiren könne, und daß es genug sei, wann er Muster der Gottseligkeit und Rechtschaffenheit darbietet, wann er mit seiner Moral zu erbauen oder mit seiner Gelehrsamkeit zu unterrichten suchet: Ich habe immer geglaubt, es müsse beides miteinander verbunden sein, und die Kunst des Dichters bestehe hauptsächlich darin, daß er den Zwek des Unterrichts oder der Ergezzung auf die beste Art erreiche, so wie sein Unterricht und seine Lehren nur alsdann schäzbar sind, wann er sie durch seine Kunst angenehm zu machen weiß.

Wir wollen einmahl des Hrn. S. Säzze auf einen andern Dichter anwenden: Es wird niemand an der Gelehrsamkeit des Hrn. Trillers etwas aussezzen, wenigstens

ist es zu vermuthen, daß er ein grösserer Naturkündiger ist, als Hr. Bodmer; Es würde ferner sehr liebloß sein, wann man läugnen wolte, daß er die Absicht gehabt, mit seinen Gedichten zu erbauen, und es ist gewiß, daß er mit seinen fünf Theilen poetischer Betrachtungen, bei denen, für die sie geschrieben sind, mehr Erbauung gestiftet hat, als die Bodmerischen hexametrischen Gedichte bei denen, für die sie Hr. Bodmer geschrieben hat, iemals stiften werden. Wie leicht wäre es nun Gedanken von dem vorzüglichen Werth der Gedichte des Hrn. Trillers zu schreiben. Man dürfte nur statt Bodmer, Triller sezzen, so könte man durchaus in dem Tone des Hrn. S. reden, und der Leser würde von der Vortreflichkeit der Trillerischen Gedichte eben so überzeuget werden, als er izt von dem vorzüglichen Werth der Bodmerischen Gedichte überzeugt ist. Lassen Sie uns einmahl eine Probe machen. „Die poetischen Betrachtungen, womit Hr. Triller seit einigen Jahren Deutschland beschenkt hat, haben in meinen Augen einen so vorzüglichen Werth, daß ich von der Stunde an, da ich den ersten Theil derselben gelesen, recht eifrig gewünschet habe, ein so schönes Werk in iedermanns Händen zu sehen. Mir kam gleich zu Sinn, wie Homer von den Griechen und Römern als ein tägliches Handbuch gebrauchet worden, woraus sie ihren Wiz, ihre Exempel, ihre Klugheit und Sittenlehre schöpften. Ich wünschte, daß Triller der Homer der Deutschen werden möchte, besonders da ich gleich sahe, daß sein wohlverdienter Köhler vor der Ilias und Odyssee sehr merkliche Vorzüge hatte, von welchen ich hernach ausführlicher handeln werde.„

„Dem ersten Theil dieser fürtreflichen Gedichte folgten bald verschiedene andere nach, von eben demselben Geist, der den ersten schäzbar macht. Es herrscht darinnen ein so ausnehmender Geschmakk des Schönen und Guten, daß ich vermuthete, sie würden in Deutschland ein ausserordentliches

Aufsehen machen; Da einmahl gewiß ist, daß man noch nichts von dieser Art in unserer Sprache gesehen hat. Je grösser meine Erwartung über die Aufnahme dieser Betrachtungen war, ie grösser wár meine Verwunderung, da ich ein fast algemeines Stillschweigen, oder welches noch schlimmer ist, einen öftern Tadel über so schäzbare Werke wahrnahm.„

Auf diese Art wolte ich die ganze Schrift abschreiben, und es solte der Richtigkeit und Gründlichkeit dadurch nichts abgehen. Sie sehen hieraus, daß wann das Lob gegründet sein solte, daß Hr. S. dem Inhalte, den Personen und der Wissenschaft in den Bodmerischen Gedichten ertheilet, man vorhero hauptsächlich erweisen müste, daß Hr. Bodmer den Pflichten eines Dichters ein Genüge gethan habe: Hr. S. hingegen beliebet uns von diesem wichtigen Punkt nicht mehr zu sagen, als „daß es ihm unbegreiflich sei, worin dieienigen poetische Schönheiten suchen, die sie in Bodmers Gedichten vermissen.„ Ich bedaure den Hrn. S. daß er dieses nicht begreifen kan, weil aber eine Offenherzigkeit der andern werth ist, so will ich es gestehen, (und ich lasse mir gefallen, daß Sie mich wegen dieses Geständnisses bedauren) daß ich nicht begreifen kan, worin dieienigen poetische Schönheiten suchen, die sie in vielen Stellen, der Bodmerischen Gedichte finden: Ich darf Ihnen nur die in meinem vorigen Briefe angeführte Stellen, nebst hundert andern zu Beispielen vorlegen. Doch dis mag genug sein, und weil unsere lieben Alten gesagt haben, misero non est addenda miseria, so mag Hr. S. immer der tröstlichen Hofnung leben, daß diese kostbare Werke des feinsten Geschmakks, des wenigen Aufsehens ohngeachtet, das sie izt machen, dennoch durch das künftige Jahrhundert das Vergnügen der besten Menschen sein werden, in welcher Hofnung er sich noch mit dem Schikksale, das Homers und Miltons Gedichte gehabt haben, bestärket. Die Ursachen,

die Miltons Paradieß im Anfang in etwas unterdrükket haben, sind bekannt genug. Man wird also leicht einsehen, daß sein, und noch weniger Homers Fall hieher gehöre; Ich will aber, anstatt den Geschmakk des künftigen Jahrhunderts voraus zu bestimmen, nur dem Hrn. Bodmer wünschen, daß er, wie Milton, eine zweite Auflage seiner hexametrischen Gedichte erleben möge, welches den Herren Orell und Compagnie zu nicht geringer Freude dienen würde.

Mein Brief wird etwas lang, ich muß aber doch noch ein paar Worte auf das antworten, was Sie selbst wider meinen Brief eingewendet haben: Ich bin noch der Meinung, daß der Noah in Erstaunen sezzet, aber nicht gefällt. Sie wissen, daß ich diesem Gedicht für den übrigen hexametrischen Gedichten des Hrn. Bodmers einen überaus grossen Vorzug gebe, und daß ich es in vielen Stükken ausnehme, wann ich Böses von denselben sage. Ich will also meine Meinung mit einem Exempel erläutern. Stellen Sie sich einen Schüler des unsterblichen Leipziger Bachs vor, der von diesem grossen Manne, die tiefsten Geheimnisse der Harmonie gelernet hat, dem aber ein feiner Geschmakk, und die Kunst des musikalischen Ausdrukks, fehlet; Stellen Sie sich vor, daß dieser Mann eine Fuge, oder ein anderes künstliches harmonisches Stükk spiele. Hier wird ein gründlicher Kenner der Musik, über die tiefe Einsicht des Spielenden, in die Grundgesezze der Harmonie, über die bündige Ausführung seines Sazzes, über die ungewöhnlichen und doch richtigen Fortschreitungen, über die Fertigkeit der Ausführung, in Erstaunen gesezt werden, aber er wird auch bemerken, daß die Melodie an vielen Orten platt und gemein ist, er wird bemerken, daß diese Musik die Leidenschaften ruhig lasse, und daß sie an manchen Orten, durch zu viel Kunst schwülstig werde; sie wird ihm also nicht gefallen. = = Das ist der Fall, worin der Noah ist = = = Wollen

Sie aber ein Beispiel haben, wie man die tiefsten Geheimnisse der Kunst, mit allem, was der Geschmakk schäzbares hat, verbinden können, so hören Sie den vortreflichen Berlinischen Bach auf der Orgel, oder auf dem Hohlfeldischen Bogenflügel spielen, oder lesen Sie = = ich darf Ihnen die Dichter nicht erst nennen, die Sie lesen müssen.

Ich habe Hrn. Breitingers Abhandlung von den Gleichnissen gelesen, und glaube doch noch, daß die bestrittene und viele andere Metaphern schwülstig sind, und dadurch ins Lächerliche fallen. Ich weiß daß Entschuldigen und Anpreisen zweierlei ist, und wann ich nicht irre, so haben Hr. Breitinger, und die eifrige Bewunderer der Alten, dieselben öfters angepriesen, wo sie nur entschuldigen solten. Ich soll Ihnen noch eine Beschreibung von dem altfränkischen in den Schweizerischen Gedichten geben. Ich sezze es in nichts anders, als in der gezwungenen Art allezeit anderer Meinung zu sein, als die ganze Welt, in der ungemessenen Verachtung der Reime, die sie zu Ursachen des schlechten Geschmakks machen wolten, in dem Gebrauch der lateinischen Buchstaben und einer seltsamen Orthographie, die sonst keinen Nuzzen hat, als daß sie anders ist, als die, die andere Leute gebrauchen; In den langweiligen uninteressanten Erzählungen, und in tausend Wendungen, die Hr. Bodmer aus Brandten, Fischart und den Minnesingern geholet hat, in einem gewissen Air von Gelehrsamkeit, und auch in den gezwungenen Anwendungen fremder und alter ungewöhnlicher Constructionen, und dergleichen. Was meinen Sie, wann ein Greiß zu einer Versammlung von iungen Leuten eine Rede von etwa folgenden Inhalte hielte: „Ihr handelt sehr thöricht, meine lieben Kinder, daß ihr eure Kleider mit goldenen Tressen besezzen lasset, dann ausserdem, daß es viel Mühe kostet, dieselben ordentlich aufzunähen, so ist es lange ausgemacht, daß sie zum Wesen eines Kleides ganz und gar nicht gehören,

der Schnitt eurer Kleider gefällt mir überhaupt gar nicht, ihr seid darinnen wie eingepresset, und ihr werdet wohl thun, wann ihr euch inskünftige einer Art Mäntel bedienet, die mir ganz besonders gefallen, sie sind weitläuftig genug, daß ihr sie ganz um euch schlagen, und schlechte Kleider darunter anziehen könnet. Weil ich ein Gelehrter bin, so nenne ich einen solchen Mantel eine römische Toga, und ihr dürft darüber nicht lachen, weil er einer solchen sehr ähnlich siehet, da er eben so wenig Aermel hat, als dieselbe. Ich rathe euch ferner, die unnöthige Pracht eurer Haarbeutel abzuschaffen, sie sind gothische eckigte Zierrathen, und ihr soltet euch schämen, daß ihr einen so schlechten Geschmakk hierin habt, da ihr sehet, daß ich meine Haare rund um den Kopf herum abschneide, und da euch die gründlich denkende Engländer schon ein Beispiel gegeben haben, welche ihren kleinsten Kindern runde Perükken aufsezzen. Ich bin auch mit eurem flüchtigen Wesen, mit euren Spaziergängen, mit euren Lustbarkeiten, mit euren Geselschaften, wo einer um den andern wizzig thun will, und wo ehrbare Leute, wie ich kaum einmahl zum Worte kommen können, gar nicht zufrieden: Wisset, daß unsere Vorväter nicht so französisch thaten, sie sezten sich fein still um einen warmen Ofen, und erzählten sich eine erbauliche Historiam, etwa von dem gehörnten Siegfried, oder den Wunderthaten des Ritters Parcival; Wann sie dann alle zu gähnen anfingen, so gingen sie zu Bette; Ich weiß gar nicht, was ich von euren Komödien denken soll, wo man lauter verliebtes und unnüzzes Zeug vorbringet. Als ich iung war, da hatten wir auch Komödien, aber da spielte man schöne erbauliche Historien: als von Adam und Eva, oder von der Zerstörung Jerusalems; damit ihr auch nicht denket, daß es was schlechtes gewesen sei, so weiß ich noch recht wohl, wie meine Großmutter selige bei der Historie von dem verlohrnen Sohn, geweinet hat; Wir hatten auch weltliche Komödien:

als die iämmerliche Historia von Doctor Fausten, aber alles war erbaulich abgehandelt, daß auch die Kinder etwas daraus lernen konten; Kurz, ich rathe euch, mir zu folgen, und euer flatterhaftes Wesen, das ihr natürlich und ungezwungen nennet, abzulegen; Die izige verkehrte Welt wird euch zwar auslachen, aber ihr könnet versichert sein, daß das künftige Jahrhundert die Wahrheit erkennen, und euch als Nathans unter einem verderbten Volke, hoch preisen wird.„

Würde man nicht sagen, das ist ein guter ehrlicher Mann, aber er hat sich zu sehr in sein altfränkisches Wesen verliebet; Machen Sie die Anwendung, so werden Sie finden, daß Sie mir sehr Unrecht würden gethan haben, wann Sie mir zugetrauet hätten, daß ich Gottesfurcht und Frömmigkeit für altväterisch halten könte. Aber schlechte Gedichte anzupreisen, weil sie von geistlichen Materien handeln, scheinet mir eben so ungerecht, als grosse Leute der Gottesläugnung zu beschuldigen, um sie zu verdammen. Ein Kloppstokk, ein Addison, ein Milton, ein Racine schöpft neue Kräfte von dem göttlichen Vorwurf, den er besinget, und die schweizerische epische Gedichte würden eben so matt sein, wann sie von kriegerischen Thaten handeln würden. Sie werden auch matt bleiben, wann sie sich auch tausendmahl auf das Exempel der Griechen berufen solten. Jch will aufhören von dem Werthe dieser Gedichte zu reden, denn ich werde Sie vielleicht nicht überzeugen, die izige Welt hat schon ihre Stimme dieserhalb gegeben, und was das künftige Jahrhundert thun wird, das mag das künftige Jahrhundert verantworten. Wann es so fortgehet, so werden wir mehr epische Gedichte als Helden haben, da ein episches Gedicht für ein Meisterstükk des menschlichen Wizzes gehalten wird, so muß ein Poet, der nicht aufhören kan, mehrere zu schreiben, entweder ein ausserordentliches Wunderwerk der Natur

sein, weil er nichts als Meisterstükke macht, oder er muß ein sehr enthusiastischer Liebhaber seiner selbst sein, weil er sich getrauet, nichts als Meisterstükke zu machen. Die leztern müssen gemeiner sein, als die erstern, weil Young, der die Verdienste sehr wohl zu ordnen wuste, kein Bedenken trägt, einen epischen Dichter, der bei seinem zehnten epischen Gedichte ist, mit einer geschwäzzigen Weiberzunge, die Jahrhunderte fortläuft, ohne aufgezogen zu werden, und mit einem Altagspoeten dessen dienstwillige Muse sich über alle Gegenstände ausbreitet, in eine Klasse zu sezzen.

Is there a man of an eternal vein
Who lulls the town in winter with his ſtrain
At Bath in Summer chants the reigning laſs
And ſoftly whiſtles as the waters paſs?
Is there a tongue like Delia's o'er her cup
That runs for ages without winding up
Is there, whom his tenth epic mounts to fame
Such and ſuch only may exhauſt my theme
Nor would theſe heroes of the task be glad
For who can write ſo fast as men run mad.

Ja wohl! wer kan so viel kritisiren als ein Schweizer schreibt? 2c.

Der Sechzehnde Brief.*)

Mein Herr!

Sie haben Recht: die Franzosen glauben, in die Stelle der alten Römer getreten zu sein; und sie sehen wie diese, die übrigen Völker, für überwundene Barbarn an, deren Länder sie zu Provinzen machen, und denselben Landpfleger aus ihrem Schosse zuschikken. Das Journal Etranger ist

*) Antwort auf den vierten Brief.

ein neuer Beweiß davon: vor Frankreichs Augen auftreten, heist bei einem Franzosen, vor den Augen der ganzen Welt auftreten. Dieses Vorurtheil ist schuld daran, daß man die gedachte Monatschrift, die in der That nur, und zwar nur einigermassen dienen kan, die Franzosen aus der ihnen sehr schimpflichen Unwissenheit in der gelehrten Geschichte anderer Völker zu reissen, zu einem Schauplaz machen will, auf welchem alle dieienigen auftreten müssen, die auf die Ewigkeit einen Anspruch machen wollen. Ich wundere mich über diese und dergleichen Hyperbolische Lobeserhebungen der Vorrede, zu diesem Buche, gar nicht. Ich sehe alle Vorreden, als Apothekerrechnungen an, die man auf die Hälfte herunter sezzen muß, und doch noch zu theuer bezahlt. Man hat auch in Frankreich selbst, so schmeichelhaft die glänzende Worte der Vorrede, auch für einen Franzosen sein könten, gar nicht die vortheilhafte Meinung von diesem Buche, die die Verfasser, davon haben. Und es ist gewiß, daß ein Werk von einem so weitem und beinahe unermäßlichen Umfange, nicht einen Franzosen zum Aufseher haben müste, der in der gelehrten Geschichte aller Völker, die er doch seinen Landsleuten, und der ganzen Welt bekannt machen will, höchst unwissend ist. Die Benennung: Journal etranger, die an sich unschuldig ist, wird, wie Sie sehr richtig anmerken, durch das in der Vorrede angezeigte Vorhaben, für alle Nationen, die nicht Franzosen sind, höchst beleidigend. Dann diese Benennung ist nur richtig, wann sie eine Monatschrift anzeiget, die den Franzosen, von den gelehrten Bemühungen derer, die nicht Franzosen sind, Nachricht giebet. Aber eine Schrift, die der Sammelplaz aller Bemühungen des menschlichen Geschlechts sein soll, die die Geschichte der ganzen gelehrten Welt enthalten soll, in der andere Nationen eben so wohl zu Hause gehören, als die Franzosen, müste Journal literaire universel oder Theatre des conaissançes humaines u. d. gl.

heissen. Auf einem solchen Schauplaz müsten die Franzosen eben so wohl als andere Völker auftreten, damit andere Völker von den Franzosen, eben den Nuzzen hätten, als die Franzosen von andern Völkern haben. Das Journal etranger ist nicht ein solcher Schauplaz, sondern ein grosser Saal in einer Schule, worinnen die Gelehrten aller Nationen auftreten, die Franzosen hingegen sizzen, und dieselbe examiniren, in wie weit sie ihnen ähnlich geworden sind. Ein solches Verfahren ist allen Nationen schimpflich, und wird von nichts als einer ungemessenen französischen Eigenliebe gebilliget werden. Wir würden uns nicht beschweren, wann man das Journal etranger sein liesse, was es wirklich ist, nämlich eine magere Nachricht von den gelehrten Verdiensten anderer Völker, und von dem was die Franzosen von ihnen noch lernen könten; aber wir werden es gewiß nie für einen Richterstuhl unserer Gelehrsamkeit, unserer Gewohnheiten, und unseres Geschmakks, annehmen. Ich will damit gar nicht läugnen, daß die Franzosen nicht in den meisten Theilen der Wissenschaften, eben so weit, und vielleicht noch weiter gekommen sind, als wir, aber dis ist nicht genug, ihnen eine ausschlüssende Freiheit zu geben, unsere und aller Nationen Richter zu sein. Die Deutschen wären in gewisser Absicht weit geschikkter dazu, weil sie keine Mühe sparen, um von der Gelehrsamkeit anderer Völker, so genaue Nachrichten, als möglich, zu haben, da hingegen die Franzosen, die Gelehrsamkeit aller Völker, nach der französischen Gelehrsamkeit abmessen. Wir gestehen sehr gern, daß ihre wizzige Werke, den unsrigen, in vielen Stükken, zum Muster dienen können, aber wir bewundern in denselben nur den guten Geschmakk, den sie früher als wir, von den Alten gelernet haben, und keineswegs, die Frankreich eigene Denkungsart und Sitten, welche wir mit unserer deutschen Art zu denken, in vielen Stükken nicht zu vertauschen wünschen. Wir müssen also die Herren

Franzosen sehr bitten, wann sie unsere Schriften übersezzen wollen, sie nicht bloß darum für schön zu halten, weil sie sie à la française gekleidet haben, sie würden alsdann nur sich selbst in uns bewundern. Die Engländer haben sich wohl eher beklaget, daß sie ihren Benjamin Johnson und Wicherley unter den Händen der Franzosen nicht wieder erkennen können, und die Franzosen sind noch dazu so unhöflich gewesen, sich einer solchen widerrechtlichen Veränderung zu rühmen*), und zu behaupten, daß es einerlei sei, wie man die Schriften der Ausländer, den Franzosen vorlege, wann man sie nur so vorlege, daß sie denselben gefallen. Wir werden ein solches Verfahren sehr verbitten: Die französische Ausgabe der Rabenerischen Satiren, die Hr. Boispreaux**) vermuthlich nicht sowohl übersezzet, als vielmehr nur herausgegeben hat, und mit der ein Deutscher sonst so ziemlich zufrieden sein kan, ist an vielen Orten sehr wilkührlich verändert, wo die Gedanken der deutschen Urkunde eben so gut gewesen wären. Ich verstehe unter den getadelten Veränderungen, bloß Veränderungen von dieser Art. Wider Veränderungen, die die verschiedene Natur beider Sprachen, nothwendig erfodert, wo man einen deutschen Idiotismus mit einem französischen verwechselt, habe ich gar nichts einzuwenden. Ich finde es auch höchst nöthig, gewisse Dinge, die die Franzosen oder andere Ausländer gar nicht verstehen würden, entweder durch eine Umschreibung, oder durch eine veränderte Wendung deutlicher zu machen.

---

*) S. die Lettre sur le Theatre anglais avec la traduction de l'avare, Comedie de Shadwell & de la Femme de Campagne, Comedie de Wicherley, Paris 1753. 8.

**) Dieser Mann heist mit seinem wahren Namen Desjardins. Es ist nicht bekannt, was ihm Gelegenheit zur Veränderung seines Namens gegeben habe. Er war sonst Requetenmeister, und lebt izt in Paris als eine Privatperson, wo er unter seinem angenommenen Namen viele gute und schlechte Schriften und Uebersezzungen herausgegeben hat.

Wann doch einmahl unsere wizzige Werke den Ausländern bekannt werden sollen, so wird es besser sein, daß wir erwarten, daß sie uns übersezzen, als daß wir selbst uns ihnen aufdringen solten. Wir werden durch schlechte Uebersezzungen, bei ihnen weit mehr verlieren, als wann wir ihnen ganz unbekannt blieben. Unsere Uebersezzer überhaupt, und am wenigsten dieienigen, die aus der Deutschen in fremde Sprachen übersezzen, haben eine genugsame Kentniß von den Sprachen, in die sie übersezzen wollen, und von den Pflichten, die sie beobachten müssen; wie wenig Bielefelde, Tscharner und Evans, sind unter ihnen! Solche schlechte Uebersezzungen, müssen unsern Nachbarn, sehr widrige Begriffe von uns beibringen. Der unseligste Gedanke, den ein gewisser Magister Ernst-Casper-Pohlmann*) (so schreibt er sich auch, wann er Französisch schreibt,) qui a, wie er selbst sagt, assez bonne opinion de ses compatriotes pour croire qu'une partie de leurs ouvrages merite l'estime des etrangers, wider sein deutsches Vaterland sich hätte einkommen lassen können, ist die Drohung, daß er die besten Werke der Deutschen, nach und nach in das Französische übersezzen wolle. Einem ieden wizzigen Deutschen, der seine erbärmliche Uebersezzung der Rabenerischen Schrift, von der Verläumdung zu sehen bekomt, wird die Haut schaudern, aus Furcht, daß er bei seinen Werken den Anfang machen möge.

Ich muß Ihnen noch eine Neuigkeit melden, die sie sich vielleicht nicht vermuthen, die aber hier sehr gut Plaz finden kan. Sie kennen den Hrn. *** und die seltsamen Einfälle, die er zuweilen hat; dieser ist auf die Gedanken gekommen, das berühmte Gedicht, der Frühling in das

*) Dieser Herr ist, wo ich nicht irre, eben derienige, der seine Geschikklichkeit zuerst mit einer französischen Zueignungsschrift gezeiget, in der er anstat Pierre le grand, le grand Pierre gesezt, und also durch seine seichte Kentniß der französischen Sprache, aus Peter dem Grossen, Czar von Rußland, einen langen Peter gemacht hat.

Engländische zu übersezzen. Vielleicht hat er nicht genug dabei überleget, aber vielleicht wären auch seine Ueberlegungen nicht nöthig gewesen, weil ihm seine natürliche Flüchtigkeit, schwerlich zulassen wird, seine Uebersezzung zu Ende zu bringen, und wann dieses auch geschehen solte, so wird er doch leicht Gewalt genug über sich haben, ein Werk nicht bekannt zu machen, daß wie ich gewiß weiß, bloß aus seiner Hochachtung, für das gedachte vortrefliche Gedicht, und aus seiner Liebe zu der engländischen Sprache, entsprungen ist. Ich will ihnen den Anfang, als eine Probe mittheilen, wann Sie von iemand, der der engländischen Sprache kundiger ist, als Sie und ich, eine Kritik darüber erhalten können, so schikken Sie mir dieselbe zu, damit er sie sich zu Nuzze machen könne.

The Spring
a Pœm
by Mr. de Kleist.

Hail holy ſhades, ſeats of ecſtatic Joy,
High leavy vaults receive me! fill the ſoul
With paſſion ſoft and bold; ah! ſhould my life
Quietly downward ſlide, like yonder rill
Thwarting your bleſt abodes; teach me the way
Thro' dusky paths, to virtues' ſhining throne;
(The ſhades around it fly) to liſtning eccho
I'll ſing the landskip's praiſe and natures view
Dancing in graceful youth. Ye ſmiling meads!
Ye roſy vales, by winding rivers croſs'd,
Enbalm me with the tenderneſs you breath!
Then as aurora upsprings, let me drink
Her purple beam. Extended in your ſhade
In tuneful notes let me ſing the Joy
That dwells within your plains. by you inspir'd
My ſong as ſweet will be, as weſtern gales
Flying o' er violet-beds and murm'ring ſtreams.

Spring came from heav'n, in rofy clouds involv'd
His childs the flow'rs, the tulp the violet fweet,
Spread o'er his limbs and from his bofom flow'd.
Carth's milk in luscious ftreams. u. f. w.

Nun ist des Abschreibens müde, Ihr ergebener Diener.

Der Siebenzehnde Brief.

Liebster Freund!

Werden Sie dann nicht aufhören, mir meine schwarze Galle vorzuwerfen! Dis ist ein Vorwurf, den ich so wenig verdiene, als ofte er mir von Ihnen gemacht wird! Was bewegte Sie doch zu glauben, daß ich eigensinnig und Menschenfeindlich handle? daß ich bei Schönheiten die Augen muthwillig zuschlüsse, und daß ich nur Fehler finden will, weil ich mich nicht überreden kan, daß die schönen Wissenschaften bei uns so hoch gestiegen sind, als bei unsern Nachbaren, weil ich glaube, daß der gröste Theil unserer Schriftsteller nicht den Grad der Güte hat, den sie haben solten, daß sie einen Vorzug besizzen, der nicht viel werth ist; nämlich: Wiz genug, um ein Buch, ein Gedicht, ein dramatisches Stükk zu schreiben, und daß ihnen dagegen mehrere Vorzüge fehlen, gegen die der vorige gar nicht in Vergleichung komt, und die allein die ächte Kennzeichen grosser Geister sind, nämlich: Beurtheilungskraft genug um den Plan eines Werkes sorgfältig einzurichten; Unterscheidungskraft genug um nur die Gedanken zu erwählen, die an der Stelle erscheinen, wo sie das richtigste Verhältniß zu dem ganzen haben, und ein sittsames Licht, das an dem rechtem Orte erscheinet, einem blendenden Schimmer

vorzuziehen, der dasienige, worauf er fällt, eben so wenig helle macht, als die dunkelste Dämmerung; Selbstverläugnung genug, um ihre Fehler einzusehen und zu verbessern, und bon-sens genug, um nicht die Einfälle einer enthusiastischen Stunde, zur Wirklichkeit bringen zu wollen, um nicht Gedanken bis zum Abgeschmakkten zu treiben, um lächerliche Contraste einzusehen, die iedem in die Augen fallen müssen, der nicht völlig mit dem Grade von Hizze urtheilet, mit der der Schriftsteller geschrieben; • Ich scheine in Ihren Augen strafbar, weil ich keiner Parthei folge, weil ich nichts vergöttere, weil ich alles genau untersuche, weil ich gewisse Dinge tadle, die man öffentlich gelobt hat, und weil mich Werke des Geistes rühren, von denen man, nach den öffentlichen Nachrichten, nicht solte gerühret werden. Sie tadeln mich, daß ich mit vielen deutschen Schriftstellern nicht zufrieden bin; ist dis meine Schuld? wären diese Herren weniger mit sich zufrieden gewesen, so würden ihre Leser vielleicht mehr mit Ihnen zufrieden sein! was soll ich thun? soll ich Volkommenheiten erdichten, wo ich keine sehe? soll ich von den Werken meiner Landesleute mitleidig urtheilen, und alles für gut erkennen, was nur erträglich ist, bloß darum, weil es deutsch ist? Dieses Mitleiden scheint mir für unsere Nation viel zu schimpflich, es scheinet zu bestätigen, daß man von ihr nicht viel erwarten dürfe, und gleichwohl bin ich viel zu patriotisch, als daß ich nicht glauben solte, daß man sie nach dem Maasse, der grösten Geister anderer Nationen messen müsse, und gleichwohl wünschte ich, daß nicht eine schimpfliche Mittelmässigkeit unser Ziel bliebe, sondern daß es uns einmahl gelingen möchte, die Staffel der Feinigkeit, der Richtigkeit, des guten Geschmakks zu ersteigen, auf der wir die unsterblichen Alten, und die vortreflichen Neuern, unter unseren Nachbarn sehen; = = Aber hier erhizzen Sie sich wieder; „Mit Ihren verwünschten Nachbarn! Wir sind ia

schon da, wo wir sein sollen, wir stehen so hoch, als sie!„ = = Gut also! Lassen Sie uns glauben, daß wir noch höher stehen, wann Sie wollen; was sind wir dadurch gebessert? Wer versichert uns, daß das wahr ist, dessen wir uns rühmen? = = Unsere Nachbarn sagen es nicht; = = Wir sagen es also: Gut, wer unter Uns, soll es bestimmen? Der Ehrgeiz und die Eigenliebe der Schriftsteller? Nein! Eine genaue und gesunde Kritik, das einzige Mittel, den guten Geschmakk zu erhalten, und zu bestimmen, wider das Sie dennoch so sehr eingenommen sind. Die Sache der Kritik ist es, die ich wider Sie vertheidigen muß, nicht mein Geschmakk und meine Urtheile = = Diese können falsch sein, und diese verwerfen Sie auch nicht, da Sie sich nicht die Mühe gegeben haben, dieselben zu untersuchen = = Ich vertheidige nicht mich, denn ich bin weit entfernt, mich zu einem algemeinen Kritiker aufzuwerfen, und Ihr Eifer gehet auch nicht wider mich allein, sondern es scheinet Ihnen überhaupt hart, da zu tadeln, wo doch viel Schönheiten sind; den Ruhm eines berühmten Namens auf die Probe zu sezzen, seine Aufmerksamkeit auf sehr viele Dinge zu erstrekken, die Sie Kleinigkeiten nennen, von denen Ihre Gegenparthei aber nicht so urtheilet; Es scheinet Ihnen Eigensinn, wann man schwer zufrieden zu stellen ist, und Sie halten es für Spizfindigkeit, wann man die Schönheiten auf allen Seiten untersucht, ehe man sie für richtig erkennet, sie wolten vielmehr, daß man mit dem algemeinem Titel der Schönheit zufrieden wäre, und daß man sichs nicht einfallen liesse, daß etwas, das für sich selbst eine Schönheit ist, in einer andern Bestimmung eine Häßlichkeit sein könte. Ich gestehe es, so algemein muß man urtheilen, wann man dem deutschen Wiz den uneingeschränkten Vorzug zuerkennen will, den Sie ihm beigeleget wissen wollen; Aber, solte es wohl für die deutschen Schriftsteller rühmlich sein, wann sie sich für einer genauen Kritik zu fürchten hätten?

Den blühenden Zustand der Wissenschaften in Frankreich, wenigstens in dem vorigen Jahrhundert, werden Sie doch nicht läugnen; Hat aber nicht die Kritik den grösten Theil an dem schleunigen Fortgange der schönen Wissenschaften gehabt? Bei den ersten Versuchen, die die Franzosen machten, um in die Fußtapfen der Alten zu treten, waren den wizzigen Köpfen die ersten Regeln der Kunst so unbekannt, daß, als Chapelain, in Gegenwart des Kardinals von Richelieu, die Nothwendigkeit der drei Einheiten, in einem dramatischen Stükke, zu grossem Erstaunen aller Anwesenden, erwiesen hatte, er dafür eine Pension von 2000. Livres erhielt. Man sahe aber sehr bald ein, wie nöthig die Kritik, und zwar die genauste Kritik sei, und dis gab den Werken aus dem Jahrhundert Ludwigs des Vierzehenden, die Richtigkeit und die männliche Schönheiten, die wir noch izt daran bewundern; Die Fehler der Kritiker schaden lange nicht so sehr, als die Lobsprüche, die sich die Schriftsteller untereinander geben: Man weiß, wie viel Gewalt Boileau über den Geschmakk der Franzosen gehabt hat; und gleichwohl ist seine Kritik nicht allemahl richtig und unpartheiisch, sie ist im Gegentheil sehr öfters übertrieben. Aber die Nachwelt übersiehet das, was der Gegner des Quinaut geschrieben hat, und nimt die Aussprüche des Nebenbulers des Horaz, mit der Ehrerbietung an, die man grossen Geistern allezeit schuldig ist. Ueberlegen Sie den Zustand der schönen Wissenschaften, wie er bei uns zu Anfange dieses Jahrhunderts, ia wie er noch vor zwanzig Jahren war; wie vermischten wir nicht das Gute mit dem Schlechten, und welches ungefähre Glükk war es nicht, wann wir das wahre Gute wählten, so lange wir die Hülfe der Kritik entbehren musten! Haben wir es nicht den kritischen Versuchen einiger berühmten Leute, ia selbst den unbescheidenen kritischen Streitigkeiten zu danken, daß wir, gegen die vorigen Zeiten zu rechnen, weit geseztere Begriffe

von dem Schäzbaren in den schönen Wissenschaften erhalten haben? Warum sollen wir mitten auf dem Wege stillestehen? = = Etwa damit wir uns bereden können, wir hätten ihn schon ganz zurükgeleget: Jzt ist es vielmehr Zeit ihn eifriger, als iemals, zu verfolgen, und die Hülfe der Kritik ist uns nur desto unentbehrlicher, da wir anfangen müssen, die feinen Schönheiten zu erreichen, und die feinen Fehler zu vermeiden, die nicht, gleich den gröbern, sogleich in die Sinne fallen, und auf die wir bisher zu wenig Acht gegeben haben.

Sie wissen, mein Herr, daß ich von unserm Geschmakk, überhaupt von dem grossen Haufen unserer Schriftsteller rede, einige wenige mit gerechnet, die sich zwar von dem grossen Haufen abzusondern suchen, aber deswegen nicht weniger tadelnswürdig sind. Sind Ihnen also unsere Nachbarn so verhaßt, daß sie von ihnen keine Beispiele entlehnen wollen, so sehen Sie nur auf die wenige grosse Männer, deren unsere Nation sich rühmen kan. Sind nicht Richtigkeit, Genauigkeit, Ueberlegung, Ordnung, die Eigenschaften aller der Werke, die den algemeinen Beifall erhalten haben, den sie verdienen? Haben diese grosse Geister nicht selbst ihre Werke der genauesten Prüfung unterworfen, und sind sie alsdann noch eben so groß, wann sie diese Prüfung verabsäumet haben? Warum solten wir unsere übrigen Schriftsteller nicht einer eben so genauen Prüfung unterwerfen? oder besser zu sagen: Warum solten wir nicht wünschen, daß sie eben den Grad der Vortreflichkeit erlangen möchten, als die berühmten Deutschen, deren Namen Lobsprüche geworden sind? Solten wir nicht verpflichtet sein, dem Publico den schwer zufrieden zu stellenden Geschmakk beizubringen, der allein Volkommenheiten richtig beurtheilet, und welcher verhindert, daß niemand auf den Titel eines grossen Geistes Anspruch machen darf, als der ihn verdienet.

Die Kritik nimt also nicht aus Milzsucht, Haß oder Eigensinn, ihren Ursprung, sie hat vielmehr die besten Zwekke, und so wehe sie der Eigenliebe gewisser Schriftsteller thut, so heilsam ist sie denselben, und allen, die die schöne Wissenschaften lieben. Ich weiß, mein Herr, daß berühmte Namen viel Gewalt über Sie haben; Ich will Ihnen also ein Zeugniß des Grafen von Shaftesbury hersezzen, eines Mannes, den ich unendlich hoch schäzze, und dem niemand seine Hochachtung versagen kan, der ihn kennet. Dieser berühmte Schriftsteller, der dem Geschmakk nicht allein die Herrschaft über das Reich des Wizzes einräumet, sondern der auch die Fertigkeit in der Weltweisheit und Sittenlehre, das Wahre von dem Falschen, zu unterscheiden, einen Geschmakk zu nennen beliebt, und dadurch die schönen und höhern Wissenschaften auf einen einigen Grund zu bauen gedenkt, dem also der Begriff des Geschmakks weit wichtiger und fruchtbarer war, als er nach der gemeinen Erklärung ist, giebt gleichwohl die Bemühungen der Kritik als das einzige Mittel an, einen richtigen und sichern Geschmakk zu erhalten. Es wäre zu demüthigend für Sie, wann ich Ihnen erzählen wolte, wie verächtlich er von den von ihm so genanten Kritikhassern spricht, aber ich kan nicht umhin, Ihnen eine Stelle anzuführen, woraus erhellet, wie sehr er überzeugt gewesen ist, daß ohne die Kritik aller Geschmakk und alle Bemühungen etwas Vollkommenes herfür zu bringen, wegfalle:„*) Wann ich zuweilen, spricht er, Männer von bekannter Geschikklichkeit in den weibischen klagenden Ton der Beschuldigungen wider die Kritiker, habe mit einstimmen hören, so habe ich mir es nicht anders einbilden können, als daß sie im rechten Ernste, die aufblühenden Genies der Jünglinge, die sie für ihre

*) S. Characteristicks London 1737. gr. 8. Vol. III. Miscellaneous Reflections Chap. II. S. 165.

Nebenbuhler halten, zu unterdrükken suchen, dadurch, daß sie ihnen die Prüfung und die genaue Untersuchung als unnöthig vorstellen, ohne welche doch so wenig eine gute Schrift, als ein gutes Urtheil zu denken ist.„

Es ist gewiß, daß, wann in einem Lande der gute Geschmakk bis auf den höchsten Gipfel gestiegen ist, so ist die nächste Ursach zu seiner Verschlimmerung, der Mangel der Kritik; Ein Schriftsteller, der einen lebhaften Wiz, schimmernde Gedanken, ia öfters wohl nur gute Reime, und eine fliessende Schreibart hat, ist sehr geneigt, sich für einen grossen Geist zu halten, und zu glauben, daß er das sei, was er billig sein solte; Er überredet sich dahero leicht, daß er es so weit gebracht habe, als dieienigen, die seine Muster sind; Ich wundere mich dieserwegen auch gar nicht, daß viele von unsern Kunstrichtern und Schriftstellern, mit sich und ihren Brüdern in Apollo so sehr zufrieden sind. Wie nachläßig wird man aber nicht, wann man nicht glaubt, mehrere Staffeln der Vollkommenheit erreichen zu dürfen, und wie wenig ist es zu hoffen, daß man bei dieser Zuversicht, sich über das Mittelmäßige, worinnen man sich gefält, erheben werde; Die Kritik ist die einzige Helferin, die, indem sie unsere Unvolkommenheiten aufdekt, in uns zugleich die Begierde nach höhern Volkommenheiten anfachen kan.

Der Zustand der schönen Wissenschaften bei uns, mag nun sein wie er wolle, so ist es gewiß, daß die genauste Kritik uns unentbehrlich ist; Wann man von deutschen Genies Werke erwarten soll, die der Achtung der Nachwelt würdig sind: noch weit unentbehrlicher aber ist sie uns, wann wir noch nicht wahre Schönheiten von Flittergolde zu unterscheiden wissen, wann es wahr ist, daß unsere Genies Ordnung und reife Ueberlegung für überflüßig halten, und daß es unsern arbeitsamen Schriftstellern an Genie fehlet, kurz, wann der wenige gute Geschmakk, dessen

wir uns rühmen können, auf dem Wege ist, verdorben zu werden. Warum zanken Sie also mit mir darüber, daß ich, für meine Person, dem algemeinen unbestimten Geschmakk nicht Beifall geben kan? Solten Sie nicht vielmehr über die grosse Schläfrigkeit derer, die sich deutsche Kunstrichter nennen, unwillig sein, die mit ihren Lobsprüchen, mit ihren Anpreisungen, mit grossen Dichtern und unsterblichen Geistern so freigebig sind, daß man öfters zweifeln muß, ob ihre alzugrosse Gelindigkeit mehr aus Partheiligkeit, oder aus Unwissenheit herrühre? Bei einem Kunstrichter, der mehr tadelt als lobet, kan man zwar zweifeln, ob sein Tadel aus Eigensinn, oder aus einer wahren Kenntniß der Eigenschaften des Schönen herrühre. Der Kunstrichter aber, der das geringste Gute alzusehr erhebet, der wahre und falsche, höhere und geringere, vorzügliche und entbehrlichere Schönheiten nicht unterscheidet, muß nothwendig den gerechten Verdacht gegen sich erwekken, daß ihm die wahre Güte, der feine Unterschied, und die richtige Bestimmung des Schönen, nicht bekannt sein, und das gelindeste, was man von ihm sagen kan, ist, daß er sehr unbedachtsam urtheile; Wie schädlich ist aber nicht die Unwissenheit und die Unbedachtsamkeit der Kritiker, von der die Unregelmäßigkeit und die Unvolkommenheit der Schriftsteller die gewissesten Folgen sind. Wir können es einem schlechten Schriftsteller noch zu gute halten, daß er schlecht ist, er ist schlecht für seine eigene Rechnung, und er kan nicht mehr thun, als uns eine verdrüßliche halbe Stunde machen, weil wir berechtiget sind, sein Buch wegzulegen, sobald wir wollen; ein Kritikus aber, der uns zuversichtlich sagt, daß dieser schlechte Schriftsteller gut ist, handelt unverantwortlich, dann der Schriftsteller selbst, und ein grosser Theil der Leser, wird es auf sein Wort glauben, daß derselbe wenigstens erträglich ist, und es ist der nächste Weg zu einem verderbten Geschmakk, wann man das

Mittelmässige für erträglich hält; Es gehet mit dem Verderben des Geschmakks, wie mit der Neigung zu den Lastern, es bestrikket uns nach und nach.

This monſter of a fright ful face,
We firſt endure, then pity, then embrace!
Pope.

Es ist also das sicherste, daß man dem Mittelmäßigen die Hofnung auf unsern Beifall gänzlich abschneide. Ich bin weit entfernt, meine Urtheile, ia nur meine Art zu urtheilen, für unbetrüglich und unverbesserlich zu halten; Aber ich preise nicht meine Meinungen an, sondern ich vertheidige den Weg, auf welchem alle grosse Geister zu ihrer Grösse gestiegen sind, wann ich wünsche, daß alle unsere Schriftsteller und Kunstrichter mit dem Mißtrauen zu Werke gingen, das Sie an mir tadeln. Es ist gewiß, daß das Mißtrauen, wann es nicht mit den übrigen Eigenschaften eines Kunstrichters vergeselschaftet ist, in eine unzeitige Tadelsucht ausartet. Aber wann wir durch dieses Mißtrauen auch nur auf unsere Unvolkommenheiten aufmerksamer würden, so würden wir schon einen grossen Schritt gethan haben, wann wir merkten, wie viel uns noch fehlt: Gesezt, daß die mittelmäßigen Geister anfingen, mit eben so weniger Bedachtsamkeit zu tadeln, als sie izt loben, so könte wenigstens die Neigung zu einer sorgfältigen Untersuchung einem vernünftigen Tadel den Weg bahnen; Vielleicht würden sie gar, wann sie so tadelten, wie sie izo loben, aus Irthum auf dem rechten Wege sein, wenigstens würde es allemahl vortheilhafter sein, einen grossen Schriftsteller, von einer Wolke unzeitiger Tadler, auf einen Augenblikk überziehen sehen, aus der er, in dem folgenden Augenblikk, sich mit vortreflichen Glanze heben wird, als ein Duzzend mittelmäßiger Köpfe sich für Muster der schönen Künste ausgeben hören, die durch die dienstwilligen Lobsprüche sein wollender Kunstrichter in ihrem guten Glauben

noch mehr bestärket werden, welche beiderseits so viel schlechte Werke hervorbringen und anpreisen, daß die Nachwelt mit Recht von uns wird urtheilen können, daß unser algemeiner Geschmakk eben so mittelmäßig gewesen sei, als der gröste Theil unserer Schriftsteller. Ich bin 2c.

Der achtzehende Brief.

Mein Herr!

Es ist bekannt, daß die Deutschen seit ohngefähr vierzehen Jahren angefangen haben, richtigere Begriffe von dem wahren Schönen in der Dichtkunst zu bekommen. Dieses hatten sie ohnstreitig den Bemühungen der Herren Bodmer und Breitinger zu danken. Die kritische Dichtkunst des Hrn. P. Gottscheds hatte zwar seit schon geraumer Zeit einen guten Grund geleget, um die alzugrobe Gedanken, von dem, was in den schönen Wissenschaften schäzbar ist, zu verbannen, aber die Urtheile der Kunstrichter, waren zu gelinde und unbestimt, und die Genies, aus der damaligen deutschen Geselschaft in Leipzig, die sich noch am meisten von dem gemeinen Haufen abzusondern meinte, waren zu mittelmäßig, daß wir also, seit dem 1724sten Jahre, ausser den Gedichten der Herren von Haller und Hagedorn, nichts aufzuweisen haben, das der Ewigkeit würdig wäre. Die Herren Schweizer lebten mit dem Hrn. Gottsched in alzuguten Vernehmen, als daß sie diesen mittelmäßigen Geschmakk hätten hart angreifen sollen, und ihre Schriften, womit sie anfingen, der Kritik ein Licht aufzustekken, waren, was die Sprache betrift, zu rauh und unangenehm, als daß sie in den damaligen Zeiten, wo man eine reine Sprache für das

gröste Verdienst eines schönen Geistes hielt, hätten Beifall finden können; Die mittelmäßigen Köpfe blieben also ruhig in dem Besizze der Freiheit, sich untereinander göttlich zu nennen, und Neukirch, Krause, Seidel, Corvinus, hiessen immer noch Dichter; als zum Glükk für den guten Geschmakk die Herren Schweizer, wie man sagt, um einer Kleinigkeit willen, sich mit dem Hrn. Gottsched entzweieten, und dadurch Gelegenheit bekamen, ihrer kritischen Heftigkeit freien Lauf zu lassen; Weil man dazumahl Gottscheden und die deutsche Geselschaft für unbetrieglich hielt, so musten Schriften, darin sie so heftig angegriffen wurden, nothwendig viel Aufsehen machen; und dieses verursachte, daß viele gute Köpfe, die in der That meistens aus Hr. Gottscheds Schule gekommen waren, einzusehen anfingen, daß zu einem grossen Dichter mehr als Sprachrichtigkeit und reine Reime erfordert würden: Gellert, Schlegel, Kästner, Zachariä, fingen an, als treue Gottschedianer, ihre erste Bemühungen auf die Grundsäzze ihres Lehrmeisters zu bauen, aber die Grösse ihres eignen Genies, machte, daß sie bald das Unvolkommene eines seichten Geschmakks verachten lerneten, sie verbanden die Gründlichkeit der Schweizer, mit der Annehmlichkeit der Sprache, die sie in ihrer Gewalt hatten; Die erste Frucht dieser glüklichen Verbindung, waren die Bremischen Beiträge, die so viel beigetragen haben, um den guten Geschmakk algemeiner zu machen, und wann man nach dem schleunigen Fortgange, den die richtigern Kenntnisse, von dem Vortreflichen in den schönen Wissenschaften, damals gehabt haben, hätte urtheilen sollen, so würde man dem deutschen Wizze eine Grösse haben weissagen müssen, = = zu der er nicht gestiegen ist: Vielleicht scheinet es Ihnen eine paradoxe Frage, warum die Deutschen in so vielen Stükken mittelmäßig geblieben sind? Vielleicht würden sie mir gar nicht einmahl Beifall geben, wann

ich Ihnen sagen wolte, in wie vielen Stükken wir uns, meines Erachtens, noch nicht über das Mittelmäßige erhoben haben: Die Liebe zu seinem Vaterlande ist zuweilen sehr verführerisch, aber Sie müssen dieser Liebe ohnerachtet, eine grosse Menge elender Schriftsteller bei uns bemerket haben, und die Ausschweifungen der beiden Partheien, die noch immer ein Recht auf die Herrschaft über den deutschen Wiz zu haben glauben, können Ihnen nicht unbekannt sein; Sie werden mir also wenigstens Recht geben, wann ich behaupte: daß wir in den meisten Theilen der schönen Wissenschaften, noch nicht zu der Höhe gestiegen sind, darauf wir unsere Nachbarn sehen: Die Natur der Deutschen selbst kan hieran nicht Schuld sein, da unser Vaterland Geister gezeiget hat, die sich mit den Ausländern messen dürfen; Es müssen also Ursachen da sein, warum der gemeine Haufen unserer Schriftsteller zu unsern grossen Schriftstellern nicht die Verhältniß hat, die der gemeine Haufen der ausländischen Schriftsteller zu der Grösse der berühmten Ausländer hat. Ich dürfte keinen dürftigen Poeten fragen: Woher es rühre, daß die schönen Wissenschaften in Deutschland nicht empor kommen können? „Hinc illae lacrumae, würde er sagen: Lieber Herr! es fehlen die Mäcenaten. Man sehe wie die Franzosen und Engländer ihre wizzige Köpfe besolden, und wie viel Ehre diese ihren Nationen dafür machen. Wie elend gehet es nicht hingegen einem Deutschen! Die Nahrungssorgen, mit denen er sich quälen muß, verscheuchen die Musen Man mache uns so reich, als einen Boileau, Pope und Voltaire, wir werden bald Boileaus, Popen und Voltairen unter uns aufstehen sehen!„ Diese Klage könnten, ausser meinem Poeten, auch vielleicht Leute von mehrerer Einsicht führen, auf deren Urtheil man glauben solte, sich verlassen zu können; Ich muß aber gestehen, daß ich demselben nicht völlig Beifall geben kann. Ich habe

von den besoldeten Poeten, und von den Poeten, die nichts, als Poeten sind, meine besondere Gedanken: Die Malerei, die Bildhauerkunst, die Musik, sind Künste, deren Ausübung so vielen Schwierigkeiten unterworfen ist, daß, wer darinnen etwas leisten will, sich ihnen ganz widmen muß; Hingegen die Regeln, und sonderlich die Ausübung der Dichtkunst, ist so leicht, daß ein gutes Genie, ohne Mühe, sich darinn eine Kenntniß erwirbt. Ausser dieser leichten Ausübung der Dichtkunst, ist der Poet, nur in so wenig Stunden ein Poet, daß, wie mich dünkt, die Republik gar wohl fodern kann, daß er die übrigen Stunden ihrem Dienste widmen solle: Es ist wahr, es ist leicht möglich, daß sich der poetische Enthusiasmus und die Amtsgeschäfte des Poeten, zu gleicher Zeit, einfinden; Aber ein Poet muß sich hierein zu schikken wissen, er muß bedenken, daß, wann er auch kein Amt gehabt hätte, seine poetische Hizze doch öfters hätte gestöret werden können, wann sich ein unbescheidener Gläubiger gemeldet, oder ein Verleger seine Schriften zurük geschikkt hätte. Ein Poet hat ausserdem, so verschiedene Arten von Kenntnissen nöthig, daß er, wann er nichts als ein Poet ist, grosse Gefahr läuft, viele Sachen mit alzu poetischen Augen anzusehen, und es ist daher, wie mich dünkt, ein besonderer Vortheil für ihn, wann er sich in Verbindungen befindet, die ihn öfters aus seiner poetischen Sphäre reissen, und ihn erinnern, daß er in einer sehr unpoetischen Welt lebe. Jch will hiermit gar nicht läugnen, daß es nicht vortreflich ist, wann grosse Schriftsteller belohnet werden, und wann sonderlich denjenigen, die sich mit den grössern Werken der Dichtkunst beschäftigen, die Musse gegeben wird, ohne die sie nichts Vortrefliches leisten können. Aber ich glaube nicht, daß es einem Lande schimpflich sei, wann diese Belohnungen nicht so häufig sind; Besoldungen werden allein keine grosse Geister hervorbringen: Wie viel dunkle Namen finden wir

nicht, unter den wohlbesoldeten Mitgliedern der Französischen Akademie? Waren König und Besser darum weniger mittelmäßig, weil sie Hofpoeten waren? Machen sie, oder ein Haller, Hagedorn, Rabener, Gleim, Uz, die alle in unpoetischen Aemtern stehen, unserer Nation mehr Ehre? Ein guter Kopf, der durch beschwehrliche Arbeiten, die er seines Unterhalts wegen unternehmen muß, sein Genie unterdrükket siehet, ist allerdings zu bedauren; Wann ich aber nicht irre, so würden die Reichthümer und die Besoldungen, die unsern Dichtern so nothwendig scheinen, sie vielleicht schläfriger machen, als alle Nahrungssorgen; Ein Deutscher, der so reich wäre, als der Hr. v. Voltaire, würde seine Interessen in Ruhe verzehren, und sich wohl hüten, seinen Ruhm durch Trauerspiele, Universalhistorien, und Gedächtnißverse, darüber auf das Spiel zu setzen. Wir dürfen es uns also nicht leid sein lassen, wann unsere schöne Geister ihre meiste Tage mit Beschäftigungen zubringen, über die die Musen nicht präsidiren. Vielleicht müssen wir es den deutschen Fürsten gar Dank wissen, daß sie, durch an schlechte Köpfe ertheilte Pensionen, dem verderbten Geschmakke nicht noch mehr Nahrung gegeben haben. Wir haben davon in allen Nationen Beispiele, und es wäre ein Wunder, wann bloß unter den Deutschen die Belohnungen nur auf die Würdigen solten gefallen sein. Wir können uns also über den Mangel der Belohnungen leicht tröſten, und wir würden uns noch leichter tröſten können, wann unsere Dichter alle die Gabe hätten, durch die man vorzügliche Belohnungen verdienet; Mich dünkt aber, es fehlet den meisten unter ihnen etwas, das sie durch keine Besoldungen, und durch nichts in der Welt erlangen können, nemlich: Genie. Bei vielen Schriftstellern, die unsere Nachbarn für mittelmäßig halten, trift man wenigstens Genie an, ob es gleich ein rohes, unausgebildetes und mangelhaftes

Genie ist. Das ist die Ursache, warum viele Schriftsteller, die die Ausländer schlecht nennen, über unsere schlechte Schriften so unendlich erhaben sind; Unsre Buchläden wimmeln von Schriften, denen man die Mühe ansiehet, die sich ihr Verfasser gegeben hat, um einige Blätter à tout prix anzufüllen; Könnten Leute, die nur einen Funken des göttlichen Feuers haben, das in einem Dichter lodern soll, so viel matte und prosengleiche Reime, und so viel kalte und nichts bedeutende Prose herfür bringen, als wir von allen Seiten her um uns sehen? Das Genie, die vivida vis animi, ist die einzige Thür zu dem Vortreflichen in den schönen Wissenschaften, die Gelehrsamkeit und die Arbeitsamkeit, mit denen unsere schlechten Schriftsteller dasselbe ersezzen wollen, dienen nur den Mangel desselben noch mehr zu verrathen. Eine küzzelnde Begierde, Reime oder sechs Füsse, zu sechs Füssen zu paaren, und die natürliche Fähigkeit, schön zu denken, und feine Wendungen von platten Gedanken zu unterscheiden, muß man ja nicht vermengen; Ein öder Kopf, der sich einfallen läßt, einen schönen Geist vorzustellen, bleibt ewig steif und unnatürlich, wann er sich auch noch so sehr anstrenget; Seine Gedanken tragen beständig die Kennzeichen der Mühsamkeit an sich, mit der sie zusammen gesezt sind: Er haschet das Schimmernde; Der Weg der Natur, der einzigen Quelle aller Schönheiten, bleibt ihm unbekannt, und wann er ihn finden könnte, so sind ihm Kunst und Spielwerke lieber. Ein Chaulieu, ein Caniz denkt richtig, ohne daß er es selbst weiß, er bestreut jeden Weg mit Blumen, und wann er verführet wird, so sind seine Vergehungen so angenehm, daß wir uns leicht überreden lassen, sie ihm zu vergeben. Das Genie ist der wahre Probierstein eines schönen Geistes, nicht Regeln und eine übel angebrachte Gelehrsamkeit. Ein Caniz, eine Sevigne, ein Opiz werden leben, wann hundert Pedanten ihrer Zeit werden

vergessen sein; Es ist wahr, daß das Genie für sich nicht hinlänglich ist, und daß es weiter bearbeitet werden muß: Ich behaupte aber auch, daß es unsern angehenden Schriftstellern, die noch Genie haben, an einem vornehmen Mittel fehlet, dasselbe mehr zu excoliren, nämlich an Kenntniß und an Umgang mit der grossen Welt: Hiervon rühren ohne Zweifel die meisten Ausschweifungen unserer jungen Dichter her; Sie kennen nichts als ihr Cabinet, ihr Collegium, ihre Universität, auf der sie schreiben: Die Welt, für die sie schreiben, ist ihnen unbekannt. Jungen Leuten, die etwas von der Buchstabenrechnung und den Anfangsgründen der Metaphysik gelernet haben, scheinen diese Sachen viel zu artig, als daß sie sie nicht bey Gelegenheit anzubringen suchen solten; Weil ihnen die philosophische Sprache erhaben deucht, so ist es kein Wunder, daß sie sie in ihren Versen reden, und weil sie ganz genau gerechnet, in dem Vortrag ihrer Lehrer doch auch manches nicht verstehen, so fodern sie von ihren Lesern auch nicht, daß sie alle Verse verstehen sollen, ja sie nehmen sich deswegen selbst nicht die Mühe, sie zu verstehen: Das Tändeln stehet diesen Herren noch weniger an, sie zeigen zu sehr, daß sie nicht in der rechten Schule gewesen sind, ihre zärtliche Zeilen sind mit der auserlesensten Pedanterei begleitet; Sie stellen sich ihre Leser so vor, wie sich: zum Unglükk sind sie nicht so. Wann unsere Dichter in vernünftigen Geselschaften, ein munteres und ungezwungenes Wesen annehmen lernten, so würde die Steife und Pedanterei nicht alle ihre Zeilen verstellen, und sie würden sich vor tausend Unanständigkeiten in acht nehmen lernen, die sie nicht bemerken, die aber der Welt sogleich in die Augen fallen. Die freie Erziehung eines Franzosen unterhält sein Genie, er lernt sich ausdrükken, er lernet, was Wiz und feiner Scherz ist, er wird ein Poet, indem er die Sprache des Herzens oder des Wizzes redet. Der Engländer hat zwar nicht das

Geselschaftliche eines Franzosen, sein ernsthaftes Nachdenken aber, und die fleißige Lesung der Alten, schaffen die männlichen Schönheiten, die dieser Nation eigen sind. Ein Deutscher fängt von der Schule an, ein Dichter sein zu wollen, weil er von seinen Lehrern, die vielleicht noch weniger Geschmakk haben, als er, wegen einer unglükklichen Fertigkeit, Verse zu machen, gelobet wird, so glaubt er, das Wesen der Dichtkunst bestehe darinn, weil seine Gedichte niemahls gehörig sind getadelt worden, so glaubt er berechtigt zu sein, sich höher zu schwingen, und das zu thun, was grosse Dichter gethan haben. Haben wir nicht diesem Mangel der Erkenntniß des wahren Wesens der Dichtkunst, die Menge unglükklicher Nachahmer grosser Dichter zu danken, mit denen Deutschland so überschwemmt ist? Ein kleiner Geist will philosophisch schreiben, wie Haller, und er schreibt pedantisch und dunkel: Er höret, daß Kloppstok ein grosser Dichter ist, und glaubet es, weil er ihn nicht verstehet, er nimmt sich vor, Kloppstokisch zu schreiben, und bringt, GOtt weiß! wie abscheuliche und unsinnige Geburten herfür; Ein scherzhafter Gleim und Leßing scheinen ihm Muster zu sein, die sich sehr leicht erreichen lassen, und er fängt seine Dichterarbeiten, mit matten und abgeschmakkten Tändeleien an, über die ieder, ausser dem Verfasser selbst, einschlafen muß. Wann die wahre Critik, die Kenntniß der Schönheiten der Alten und Neuern, und richtige Bestimmung dieser Schönheiten, ich will nicht sagen, unter unsern iungen Dichtern, sondern nur, unter unsern seinwollenden Kunstrichtern, algemeiner wäre, so würden wir so unsinnige, und sogar unbegreiflich schlechte Geburten bei uns nicht finden. In Paris, in London, ist der Richterstuhl des Wizzes in dem ganzen Lande, man beurtheilet daselbst den Werth der Gedichte, nach dem Beifall, den sie in den Geselschaften, in den Coffeehäusern, in den Cabinettern der Personen von Geschmakk,

erhalten. Deutschland ist viel zu weitläuftig, und wird von zu verschiedenen Herren beherrschet, als daß der Geschmakk einer Stadt, den Geschmakk der übrigen solte bilden können, und unsere grosse Geselschaften pflegen sich so wenig mit den schönen Wissenschaften zu beschäftigen: Ein grosser Theil des deutschen Publici ist auch viel zu bequem, als daß er die Gedichte lesen solte, die er beurtheilet, dahero ist es selten zu erwarten, daß man in freundschaftlichen Geselschaften, Gedichte vorlesen und den Werth derselben richtig bestimmen werde. Die gewöhnlichste Art, den Werth der deutschen Werke des Wizzes zu bestimmen, sind die gedrukkten Beurtheilungen, und diese sind es eben, durch die der Geschmakk ihres Landes zuweilen mehr verderbet, als gebessert wird; Die wichtigste Besorgniß, die ein angehender französischer oder engländischer Dichter haben kann, ist, daß die Cabale eines ältern Poeten, ihn nicht, ohnerachtet der Verdienste, die er haben könnte, unterdrücken möge: Dasienige aber, wofür sich ein angehender deutscher Dichter am meisten fürchten solte, ist, meines Erachtens, daß eine Cabale guter Freunde ihm nicht durch unzeitige und unverdiente Lobeserhebungen, die gute Meinung von sich selbst beibringe, die ein ieder sich so leicht gefallen läßt, und die der wahren Volkommenheit, so sehr hinderlich ist; Es ist in Deutschland nichts leichter, als gelobet zu werden, aber eben diese Verschwendung des Lobes, macht, daß wir nicht einsehen lernen, in wie vielen Fällen, wir kein Lob verdienen. Die Freundschaft und die Leichtsinnigkeit der Kunstrichter, verursachet, daß sie vieles herausstreichen, das sie in ihrem Herzen, wenigstens nicht in dem Grad, darinn sie es loben, für lobenswürdig erkennen; Aber eine strafenswürdige Unachtsamkeit und die Unwissenheit in den Regeln und den Bestimmungen der Schönheiten, machet, daß sie ein Stükk wirklich für regelmäßig und volkommen halten, das doch mittelmäßig und

unausgearbeitet ist, dadurch, daß wir uns so leicht mit Schönheiten der untern Gattungen zufrieden stellen lassen, zeigen wir, daß wir gegen die Reizungen der höhern Schönheiten gleichgültig sind: Daher kommen die ausschweifenden Lobeserhebungen, die mittelmäßigen Werken gegeben werden, und dahero stimmen die Urtheile der wenigen wahren Kenner mit den öffentlichen Anpreisungen so oft gar nicht überein. Schimmernde Gedanken und glänzende Züge, die öfters eben deswegen am meisten glänzen, weil sie unausgearbeitet sind, werden für hinlänglich gehalten, um ein Werk unsterblich zu nennen; Es wird für eine ausschweifende Tadelsucht gehalten, matte Stellen zu tadeln, die Richtigkeit einzelner Gedanken zu untersuchen, und dasienige frei zu verbessern, was einer Verbesserung nöthig hat. Gewisse Leute nehmen eine sehr verächtliche Mine an, wann man sich verlauten läßt, daß hier eine Stelle unpoetisch und matt sei, daß dort eine Menge prächtiger Worte nichts sage, daß dort ein weit hergeholter Gedanke, platt und unnatürlich sei; Saget Ihnen vollends ein Wort von dem Wohlklange der Schreibart, von der Richtigkeit der Wortfügung, von der Deutlichkeit und Genauigkeit des Ausdruks, so werdet ihr in ihren Augen die verächtlichste Creatur sein, und ihr möget froh sein, wann sie euch nicht allen Geschmakk und gesunde Vernunft absprechen. Sie haben eine Regel festgesetzet, die so falsch, als gefährlich ist; nämlich daß die Verdienste eines Dichters uns hindern müssen, seine Fehler zu bemerken. Es ist wahr, daß es eine unedle Tadelsucht anzeigen würde, wann man einen grossen Dichter, weniger Fehler wegen, seines Ruhmes zu berauben suchen wolte, aber ohngeachtet man diese Fehler, grösserer Verdienste wegen, entschuldiget, so bleiben sie dennoch Fehler, und die durchaus angezeiget werden müssen, damit sie nicht endlich für Schönheiten gerechnet werden. Warum solten wir nicht kleine Fehler bemerken, da auch

kleine Schönheiten zu der Annehmlichkeit des Ganzen das ihrige beitragen, und da mehrere kleine Fehler das schönste Ganze verstellen können: Und gleichwohl hält man es für Tadelsucht, wann man bemerket, daß Bodmers Hexameter nicht so richtig und wohlklingend sind, als Kloppstoks; Daß Kloppstoks Ausdrukk nicht so genau und angemessen ist, als Hallers; Daß Hr. Bodmer und Hr. Wieland sich ohne Noth fremder Wörter und ungewöhnlicher Redensarten bedienen; Daß ein Reim und der Fall der Silben gut und schlecht sein kann; Daß der Reim weder erhabene noch naive Schönheiten hindert, und daß Gellert in richtigem Deutsch und in reinen Reimen mehr naives gesagt hat, als die sämtlichen Antediluvianer, die in Hr. Bodmers übel scandirten Hexametern reden. Ohnerachtet unsere Kunstrichter am empfindlichsten werden, wann man ihnen zumuthet, daß sie die kleinern Schönheiten auch einiger Aufmerksamkeit würdigen sollen, so ist es doch weit gefehlet, daß sie die höhern und würdigsten Schönheiten in ein rechtes Licht sezzen, und genau bestimmen solten; Man sagt uns überhaupt: „Der vortrefliche Hr. Verfasser habe ein unsterbliches Werk gemacht,„ und man würde uns für sehr unbescheiden halten, wann wir fragen wolten: Warum es vortreflich sey? und ob alles daran vortreflich sei? Man würde auch die Kunstrichter zuweilen in eine grosse Verlegenheit setzen, wann man den Grund ihres Urtheils fordern wolte; Sie selbst haben öfters nicht mehr dabei gedacht, als daß der Verfasser, ihr Freund, berühmt, oder von einer gewissen Parthei sei. Dis ist der grosse Entscheidungsgrund, der unsere Kunstrichter regieret, da sonst ein Gedicht von der Gegenparthei eben die innere Güte haben kann, als eines von der Parthei des Kunstrichters. Es ist eine grosse Frage: Ob viele Hexameter im Wurmsamen nicht eben so viel taugen, als viele Hexameter der Herren Schweizer; und ich zweifele nicht, daß wann man

ein Stükk aus dem Wurmsamen, als ein Stükk aus dem keuschen Joseph, einem Schweizerischen Kunstrichter vorlegen solte, er nicht sehr tragische und entzükkende Stellen darinn finden würde. Wann Hr. Gottsched den Hr. B. v. Creuz loben will, so sagt er, daß in dessen Gedichten kein Zürchergeschmakk sei, und wann die Schweizer eben denselben loben wollen, so sagen sie, daß er sich über den Gottschedischen Geschmakk erhoben habe! Diese seltsame Art zu urtheilen, wird, so lange sie noch Mode bleibt, ein wichtiges Hinderniß des Fortgangs der schönen Wissenschaften sein. Jedermann kann mit leichter Mühe, sich bei einer Parthei den Titel eines grossen Geistes erwerben: Er darf nur mit einem von den Häuptern der Partheien, in einiger Verbindung stehen, und auf die Gegenparthei rechtschaffen schimpfen. Und solte dann eine von diesen herrschenden Partheien, den Weg des guten Geschmakks so genau betreten, daß ein Mensch von Geschmakk verbunden wäre, sich zu einer derselben ganz zu schlagen? Mich dünkt, die Fehler beider Partheien sind alzu sichtbahr! Die Herren Gotschedianer sind schon zum Sprichwort worden, und machen es täglich ärger; die Herren Schweizer haben bei ihren übrigen Verdiensten, von je her, ihren Kopf für sich gehabt; Viel Eigensinn und Heftigkeit; Alzuviel Liebe zum Besondern, und alzuwenig Aufmerksamkeit auf die Schönheiten der Sprache, der sie wirklich durch eine zwanzigiährige Übung noch nicht mächtig geworden sind; Seit einiger Zeit fangen sie an, sich fast ganz auf die Seite des Besondern, und vielleicht des Abentheuerlichen zu ziehen: Hätten sie vor funfzehn Jahren so gelehret, wie sie izt dichten, so würden Hagedorn und Gellert nicht auf ihre Seite getreten sein. Die Dichtkunst ist von der leichten Kunst, Reime und Verse zu machen, sehr unterschieden; Lasset uns ihre innersten Gründe untersuchen, und lasset uns die Critik, die alle grosse Geister

gebildet hat, nicht scheuen, so werden wir nicht Gefahr laufen, ohne Verdienst zu loben und ungegründet zu tadeln, und wann wir die wahren Quellen des Schönen untersuchen werden, so wird die Partheilichkeit unsern Beifall nicht mehr bestimmen. Die Klagen über das Verderben des Geschmakks, die die eine Parthei anstimmt, so bald die andere sich empor zu heben anfängt, bedeuten nicht mehr, als wann eine Coquette von der andern übels redet. Lasset uns bei unsern Dichtern Genie voraussezzen, so werden wir keine Aesopische Fabeln, keinen Hermann, keine Versuche von Trauerspielen, von ihnen zu befürchten haben. Und wann sie Gelegenheit haben, mit der grossen Welt bekannt zu werden, und zu lernen, wie weit dieselbe von dem Cabinet eines Dichters, oder von einem Hörsaal unterschieden ist, so wird ihnen auch der Geschmakk der Welt zu bekannt werden, als daß sie nicht befürchten solten, mit matten Hexametern, unausgearbeiteten Ideen, seraphischen Tändeleien und altväterischen Wortfügungen, ausgepfiffen zu werden. Ich bin 2c.

ENDE.

W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.